

Selbstvermarktung im Netz

Eine Gouvernamentalitätsanalyse der Social Networking Site ‚Facebook‘

Carolin Wiedemann



universaar

Universitätsverlag des Saarlandes
Saarland University Press
Presses universitaires de la Sarre

Carolin Wiedemann

Selbstvermarktung im Netz

Eine Gouvernamentalitätsanalyse der Social Networking Site ‚Facebook‘



universaar

Universitätsverlag des Saarlandes

Saarland University Press

Presses universitaires de la Sarre

© Juni 2010 *universaar*
Universitätsverlag des Saarlandes
Saarland University Press
Presses universitaires de la Sarre



Postfach 151150, 66041 Saarbrücken

ISBN 978-3-86223-002-0 gedruckte Ausgabe
ISBN 978-3-86223-003-7 Online-Ausgabe
URN urn:nbn:de:bsz:291-universaar-116

Buchhandelsausgabe der überarbeiteten Magisterarbeit mit dem gleichen Titel,
vorgelegt im August 2009

Redaktion: Isolde Teufel und Andrea Willisch, universaar

Gestaltung und Satz: Evelyne Engel

Gedruckt auf säurefreiem Papier von Mosenstein & Vannerdat

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

Inhaltsverzeichnis

1 Einleitung	7
1.1 Anliegen der Arbeit	8
1.2 Anmerkungen zur Analytik	10
1.3 Aufbau	12
2 Untersuchungsgegenstand: Facebook – eine Form von Social Media.	17
2.1 Social Media.....	17
2.2 Social Networking Sites	19
2.3 Entwicklungsgeschichte von Facebook	21
2.4 Überleitung: Anmerkungen zu den Medien-Macht-Begriffen	22
3 Theorie: Gouvernamentalität nach Foucault – Analytik und Epoche ..	27
3.1 Methodologische Prämissen.....	28
3.1.1 Macht – Führung von Führungen.....	28
3.1.2 Macht und Wissen – Rationalität der Führung.....	31
3.1.3 Macht, Wissen und Subjekte – Führung der Selbstführung.....	34
3.2 Gegenwärtige Gouvernamentalität.....	38
3.2.1 Von der Disziplinar- zur Kontrollgesellschaft.....	39
3.2.2 Neoliberale Rationalität.....	47
3.2.3 Postfordistische Bedingungen	52
3.2.4 Leitbild der SelbstunternehmerInnen	56

4 Analyse: Subjektivierungsregime auf Facebook	59
4.1 Rationalität von Facebook.....	61
4.2 Anrufung der UserInnen.....	65
4.2.1 Anleitung zum Profiling	65
4.2.2 Selbstevaluation	71
4.2.3 Anleitung zum „Anwenden“	75
4.2.4 Selbstgestaltung.....	87
4.2.5 Anleitung zum Anfreunden	90
4.2.6 Feedback.....	98
4.3 Kreativ-unternehmerische UserInnen-Subjekte	104
4.4 Ambivalenz des gouvernementalen Subjektivierungsmodus.....	108
5 Fazit und Ausblick: Ökonomisierung auf verschiedenen Ebenen.....	113
Literaturverzeichnis.....	117
Autorenlose Internetquellen	129
Abbildungsverzeichnis	130

1 Einleitung

„There is no race. There is no gender. There is no age. There are no infirmities. There are only minds. Utopia? No, Internet.“

So lautet ein Werbeslogan von MCI, einer der größten Telekommunikationsgesellschaften weltweit.¹ Als eine Sphäre grenzenloser, hierarchiefreier Kommunikation wird das Internet nicht nur aus Marketinggründen imaginiert: Auch verschiedene TheoretikerInnen und gewöhnliche UserInnen schreiben nun vor allem den so genannten Social-Media²-Angeboten die Möglichkeit zu, einen anonymen und hierarchiefreien Diskursraum zu erschaffen, Diskriminierung zu bekämpfen und die Menschheit zu befreien. Doch dass der heutige digitale Lifestyle als (r)eine Emanzipationsbewegung zu verstehen ist, lässt schon ein kurzer Klick im Netz³ bezweifeln.

Auf den so genannten Social Networking Sites⁴, den Internet-Angeboten betonen die jungen UserInnen „einfach nur sie selbst“ zu sein, während sie täglich einem Publikum ihre Fotos vom Vorabend, Freundschaftslisten oder Tagebucheinträge vorlegen. Schon seit der Etablierung von Talkshowformaten und Castingshows im Fernsehen scheint es immer alltäglicher, dass manche Menschen sich in Medienöffentlichkeiten „authentisch“ zeigen, sich begutachten und bewerten lassen. Doch während die Preisgabe und Performance des Selbst bei Arabella Kiesbauer die meisten Zuschauer Anfang der 90er Jahre zunächst schockierte, ist sie mittlerweile für beinahe jeden jungen Menschen online selbstverständlich.

Der Medienphilosoph Norbert Bolz erklärte dies am Rande der „Trendtage“ 2008 damit, dass das Internet für junge Leute heute die Plattform für das Self-

¹ Online unter: <http://it.stlawu.edu/~global/pagessemiotics/montagemci.html>

² Definition und Erklärung unter 2.1

³ Der Begriff Netz steht in dieser Arbeit für das World Wide Web, kurz Web oder WWW und bezeichnet ein über das Internet abrufbares Hypertext-System. (Vgl.http://de.wikipedia.org/wiki/World_Wide_Web)

⁴ Diese Angebote werden im Englischen in den meisten der hier genutzten Quellen als „social network sites“ (etwa Boyd/Ellison 2007; Ellison et al. 2006) bezeichnet. In deutschsprachigen Auseinandersetzungen findet sich neben „Online-Community“ häufig „Networking-Plattform“ (Döbler 2007, 11; Richter, Koch 2007, 28), womit der Fokus auf der Tätigkeit ‚networking‘ liegt. In dieser Arbeit wird zwar hauptsächlich von „Social Networking Sites“ (SNS) gesprochen – eine Titulierung, die gerade deshalb am plausibelsten scheint, weil sie eine Mischform aus den etablierten Bezeichnungen darstellt. Die Variation der Begrifflichkeiten für ‚social network sites‘ soll jedoch den wechselhaften Gebrauch verschiedener Bezeichnungen für diese Portale auch hier legitimieren. Weitere Erläuterungen und eine wissenschaftliche Einordnung der SNS unter 2.2.

Marketing sei.⁵ Man müsse sich in den neuen Medien prägnant wie eine Marke präsentieren, um damit die knappsten aller Ressourcen, Aufmerksamkeit und Anerkennung einzufangen. Auf den Social Networking Sites bekommen die UserInnen Aufmerksamkeit, die am meisten Freunde haben. Doch um Freunde zu finden, muss man Profil zeigen, für sich selbst werben. Bolz schlussfolgerte, Jugendliche würden auf den Networking-Plattformen für die Arbeitswelt trainieren, ein andauerndes „brand yourself“ betreiben. Warum „die jungen Leute“ dies tun, wie es zu der Veralltäglichen des Anpreisens des eigenen Selbst vor einem Publikum kommt, fragte Bolz dabei jedoch nicht.

In der vorliegenden Arbeit sollen Ansatzpunkte für die Erklärung jener Entwicklung in den Blick genommen werden. Dafür wird die Art der Selbstthematization in der Online-Community Facebook im Kontext gesellschaftlicher Bedingungen analysiert. Foucaults Konzept der Gouvernementalität⁶ bietet hier die Möglichkeit, die Konstitution des modernen Selbst zu fokussieren, das unter erhöhter Anforderung steht, sich selbst zu vermarkten, und dieses im Zusammenhang mit gegenwärtigen Machtverhältnissen, Rationalitäten und Produktionsprozessen zu problematisieren.

1.1 Anliegen der Arbeit

Gerade auf der Social Networking Site „Facebook“ scheint sich zu zeigen, dass die verschiedenen Knoten im Cyberspace eben keine autonome Parallelwelt voller emanzipierter CyberianerInnen bieten, sondern den gegenwärtigen gesellschaftlichen Bedingungen entsprechen. Genau dies soll die vorliegende Arbeit untersuchen.

Sie will dabei nicht die partizipatorischen Potentiale verleugnen, welche die Technologien des Internets und eben vor allem auch die sozialen Netzwerkseiten bieten. Diese werden in verschiedenen Arbeiten umfassend beleuchtet.⁷ In Abgrenzung dazu setzen sich nur wenige Studien und beinahe mehr Zeitungsartikel kritisch mit den Social Networking Sites auseinander. Aktuelle Referenzen sind zum Beispiel Ramón Reichert (2008), Marc Andrejevic (2004), Ryan Bigge (2006) oder Christian Fuchs (2009), die dazu anleiten, gesell-

⁵ Online zu sehen unter: <http://scope08.ning.com/profiles/blog/show?id=1975283%3ABlog-Post%3A3301>

⁶ Die Erklärung des Konzepts der Gouvernementalität erfolgt bereits auf Seite 10 unter „Anmerkungen zur Analytik“ und wird vor allem in Kapitel 4 vertieft.

⁷ Vgl. u.a. Albrechtslund 2008, Boyd/Ellison 2007, Ellison et al. 2007, Hewitt/Forte 2006, Lampe et al. 2007, Ploderer et al. 2008, Rheingold 1994.

schaftliche Machtverhältnisse in den Untersuchungen zum Web 2.0 zu berücksichtigen. Diese Autoren regen differenziertere Auseinandersetzungen vor allem auch mit Online-Communities an und orientieren sich in ihren Arbeiten selbst an Foucault.⁸ Bisher erfolgte – nach dem hier vorliegenden Kenntnisstand – allerdings noch keine Auseinandersetzung mit einer Online-Plattform wie Facebook, die sich speziell auf Foucaults Konzept der Gouvernamentalität bezieht. Gerade diese Perspektive ist jedoch geeignet, um eine kritische Analyse vorzunehmen, die Phänomene fokussiert, die bisher außerhalb des kommunikations-/sozialwissenschaftlichen Blickfelds blieben.

Der Versuch einer groben Situierung der UserInnen, also einer Bestimmung von deren gesellschaftlicher Situiertheit kann zur Begründung der Entstehung und des Erfolgs von einer Seite wie Facebook beitragen⁹: Mit einer Perspektive, die sich an der Gouvernamentalität der Gegenwart orientiert, vermag die vorliegende Arbeit das Prinzip von Facebook auf eine Weise zu analysieren, die erklärt, warum sich gerade diese Community derart etabliert und nicht eine virtuelle¹⁰ Gemeinschaft der unbegrenzten Meinungsäußerung, wie sie anfangs beschrieben wurde.

⁸ Andere TheoretikerInnen, die zwar keine Social Networking Sites untersuchen, aber ebenfalls mit Foucault arbeiten, um Subjektivierungsprozesse in und durch digitale Medien zu analysieren: Aycock (1995), Lüders (2007) und Reckwitz (2006). Lüders untersucht zum Beispiel mögliche Bildungsprozesse des Selbst am Beispiel eines ausgewählten Weblogs. Hierbei versucht sie, den Bildungsbegriff aus dem erziehungswissenschaftlichen Kontext mit Foucault zu ‚reaktualisieren‘ und zugleich Bildungsprozesse im Spannungsfeld von Macht- und Wissenstechniken anhand neuer Medien aufzuzeigen.

⁹ Aus der Perspektive einer konstruktivistisch orientierten Medientheorie könnte das vorliegende Forschungsinteresse vielleicht folgendermaßen formuliert werden: ‚Wenn uns dann die Medien, die offensichtlich funktionelle Wirklichkeitsentwürfe präsentieren, nicht gefallen, müsste die erste Frage wohl lauten: Was ist das für eine Gesellschaft, in der man mit Hilfe dieser Wirklichkeitsentwürfe durchkommt.‘ (Weischenberg 2004, 66)

¹⁰ Diese Begriffsverwendung schließt sich der Wunderlichs (1999, 358) an: ‚Die heuristische Unterscheidung von RL und VR, von Realität und Virtualität, soll hier lediglich den Vergleich zweier irreduzibler, wenn auch durch ein komplexes, dynamisches Netz von Relationen mit einander verbundener Typen von Raumerfahrung ermöglichen. Gemeint ist keine metaphysische Opposition von Wahrheit und Lüge, von Realität und Fiktion, sofern VR und RL gleichermaßen positive Erfahrungen bezeichnen.‘

1.2 Anmerkungen zur Analytik

Die erkenntnistheoretischen und methodischen Grundsätze der Foucault'schen Analysen sorgen seit den späten 90er Jahren allein im deutschsprachigen Raum immer noch für heftige Diskussionen in den Sozial- und Geisteswissenschaften¹¹, gerade, weil es eben keine festen Regeln sind, die Foucault kreiert oder an denen er seine Arbeit orientiert. Foucault will seine methodischen „Prinzipien“ eher als „Vorannahmen“ verstanden wissen (vgl. GG I, 13), was sich in der Heterogenität und Diskontinuität zentraler Begrifflichkeiten in seinen Texten und Vorlesungen widerspiegelt.

Vor allem der Begriff der Gouvernementalität bleibt mehrdeutig: Einerseits benennt er ein spezielles Analyseraster, die Gouvernementalitätsanalyse, und andererseits stellt er den Gegenstand einer Untersuchung dar, insofern Foucault mit ihm auch einen lokalen, zeitlich begrenzten Machttyp bezeichnet. Im Nachwort zu Foucaults „Geschichte der Gouvernementalität“ definiert der Foucault-Experte Michel Sennelart diese Ambivalenz des Wortgebrauchs als zentral für das gesamte Konzept der Gouvernementalität (vgl. GG II, 482). Thomas Lemke, im deutschsprachigen Raum wohl einer der wichtigsten Vorarbeiter auf dem Gebiet der Gouvernementalität, erklärt in diesem Zusammenhang:

„Freilich handelt es sich bei Foucaults Analytik der Gouvernementalität eher um einen fragmentarischen Entwurf denn um eine fertig ausgearbeitete Theorie“ (Lemke 2003, 270).¹²

In Anbetracht der „Unruhe“ in Foucaults Arbeiten, die durch „inhaltliche Sprünge, methodische Modulationen“ und „begriffliche Ersetzungen“ gekennzeichnet ist (vgl. Opitz 2004, 10), lässt sich die Komplexität des Foucaultschen Denkens folglich nicht als ein systematisch gepackter Werkzeugkasten darstellen, und deshalb kann in dieser Arbeit auch keine methodologische Abhandlung der „Gouvernementalitätsanalytik“ präsentiert werden.

„Dennoch“, so fügt Lemke seiner vorigen Aussage hinzu, „ist hier (Anm.d.V.: mit dem Konzept der Gouvernementalität) ein analytisches Instrumentarium skizziert, das auch oder gerade heute von großem theoretischen und politischen Interesse sein könnte. (...) das Konzept der Gouvernementalität kann zu einer angemesseneren Analyse der gegenwärtigen

¹¹ Für eine Übersicht auch zentraler englischsprachiger Literatur zu diesem Thema vgl. Lemke 1997, 13ff.

¹² Warum diese Bemerkung auch Foucaults methodischem Selbstverständnis einer begrenzten Reichweite von Theorien entspricht, wird im Folgenden noch genauer zu erläutern sein.

Transformationsprozesse ebenso wie zu einer Verbreitung und Vertiefung der Kritik an der ‚Ökonomisierung des Sozialen‘ beitragen.“ (Lemke 2003, 270)

In der vorliegenden Arbeit sollen beide Verwendungen des Begriffs der Gouvernamentalität, also Gouvernamentalität als Analyseraster und auch als ein lokal und zeitlich begrenzter Machttyp, zum Tragen kommen:

Wie in anderen jüngeren Studien, die sich an Foucaults Konzept orientieren, soll auch im Folgenden die Analytik der Gouvernamentalität fruchtbar gemacht werden für eine Untersuchung des Subjektivierungsregimes in einem bestimmten Bereich unserer gegenwärtigen Gesellschaft¹³, nämlich auf Facebook. Es soll herausgefunden werden, wie die Online-Community die Handlungen der UserInnen vorstrukturiert, welche Form der Rationalisierung sie dabei vornimmt. Dafür soll die „leere“ Seite analysiert werden: Die Optionen, die den UserInnen geboten werden, und die Anweisungen, die Facebook dazu gibt. Facebook gilt dabei als „Regierungsprogramm“, das die UserInnen dazu anleitet, sich auf eine ganz bestimmte Art und Weise zu verhalten. Dabei stellen sich die Fragen, welche Art von UserInnen-Subjekt durch das Interface von Facebook implizit vorausgesetzt bzw. welches Leitbild produziert wird und welche Wissenstechniken dort existieren, die Handlungen erwartbar machen und normalisieren.¹⁴

Hätte Facebook keine Nutzer, würde es nicht existieren, nicht in der Weise, wie es dies tut. Somit bezieht eine Untersuchung des Interface von Facebook die UserInnen insofern mit ein, als dass dieses Medium gar nicht funktionieren würde, wenn der Aufbau und die Struktur nicht von so vielen Menschen akzeptiert und genutzt werden würden.¹⁵ Wäre Facebook nicht dermaßen etabliert, würde sein Interface in dieser Arbeit nicht als Regierungsprogramm gelten.

¹³ Vgl. Rose 1997; Bröckling/Krasmann/Lemke 2000; Opitz 2002, 2004; Bröckling 2004, 2007; Pieper 2005; Reckwitz 2006.

¹⁴ Facebook entwickelt sich rasant (siehe 2.3) und modifiziert dabei auch sein Interface beständig, wobei bestimmte Elemente zur Basis des Angebots gehören und seit Anbeginn gleich bleiben. Auch wenn die vorliegende Analyse vornehmlich diese zentralen Aspekte in den Blick nimmt, beschränkt sich die Gültigkeit ihrer Aussagen auf die Art, wie Facebook von März bis August 2009 gestaltet ist. Allein in diesem Zeitraum verändern die MacherInnen beispielsweise die Optionen, „Freunde“ zu kategorisieren. In solchen Fällen dient die aktuellere Version als Untersuchungsgegenstand.

¹⁵ Facebook ist mit 200 Millionen aktiven Nutzern (Stand: Juni 2009) die größte Social Networking Plattform des Internets (vgl. Schmalz/Wäscher 2009). Dazu mehr in Kapitel 2.3.

Gleichzeitig soll diese Art, wie Facebook die UserInnen anleitet, in den Kontext der Aspekte gestellt werden, auf die Foucault bei der Analyse der Entstehung des modernen Staates, der modernen Gouvernamentalität verweist – und auf welche eine Analytik der „Gouvernamentalität der Gegenwart“ (Bröckling/Krassmann/Lemke 2000) eingeht, wenn sie die Etablierung eines neuen Leitbildes aufzeigt, von dem im weiteren Verlauf expliziter die Rede sein wird: das unternehmerische Selbst.

Gouvernamentalitätsanalytik soll als spezielle Machtanalytik und Gouvernamentalität als eine spezifische Art moderner Machtmechanismen präsentiert werden, um anschließend zu untersuchen, inwiefern die nahe gelegten Anwendungsszenarien auf Facebook gegenwärtigen gesellschaftlichen Bedingungen und deren Leitbild, dem unternehmerischen Selbst, entsprechen. Diese Analyse kann somit als ein Erklärungsmodell für den Erfolg von Facebook dienen, und beantworten, warum sich in den letzten Jahren gerade ein Angebot wie Facebook entwickeln und derart durchsetzen konnte – wo im Bereich der Social Media doch auch ganz anderes möglich wäre.

1.3 Aufbau

Zunächst wird der Begriff ‚Social Media‘ erläutert bzw. der Diskurs dazu knapp zusammengefasst, um die Verortung von Facebook als Untersuchungsgegenstand im sozial-/medienwissenschaftlichen Feld zu demonstrieren. Die Präzisierung der Art von Social Media, die Facebook darstellt, bietet in 2.2 einen Einblick in das theoretische Interesse an einem neuen Forschungsgegenstand, Social Networking Sites, und stellt dessen vor kurzem etablierte Definition vor. Die Perspektive fokussiert schließlich den vorliegenden Untersuchungsgegenstand, die gegenwärtig erfolgreichste Social Networking Site: Facebook. Deren Entwicklung und Erfolgsgeschichte werden im Kapitel 2.3 skizziert, um zu erklären, warum Facebook überhaupt als Regierungsprogramm im Sinne der Gouvernamentalität gelten kann.

Schon im ersten Kapitel zur Social Software wird deutlich, dass dem Diskurs dazu ganz bestimmte Macht- und Medienbegriffe zu Grunde liegen, die in einer speziellen medienwissenschaftlichen Tradition stehen. Die Abgrenzung davon erfolgt im Kapitel 2.4. Darin wird zum Einen die Perspektive auf die soziale Bedingtheit von Technik bzw. deren Anwendungsformen thematisiert, und zum Anderen der Foucaultsche Machtbegriff entfaltet, auf dem diese Arbeit basiert. Diese Gedanken führen zum 3. Kapitel, das zunächst Foucaults Vorannahmen zur Gouvernamentalitätsanalytik unter der Überschrift „Methodologische Prämissen“ erläutert: Dabei wird die Bedeutung des Konzepts der

Gouvernementalität als Methode, als eine Form der Machtanalytik bzw. Untersuchung der Subjektivierungsregime umrissen (3.1). Foucault beschäftigt sich hierbei – wie auch schon in seinen früheren Texten¹⁶ – mit den veränderlichen Ordnungen der Macht und des Wissens und der Frage, wie diese Subjekte produzieren. Deshalb sollen die Grundzüge von Foucaults analytischem Konzept entlang der Vektoren von Macht, Wissen und Subjektivierung skizziert werden – was u.a. an Sven Opitz' theoretischen Teil in „Gouvernementalität im Postfordismus“ (2004) angelehnt ist. Dabei wird sich jedoch auch zeigen, wie schwer es fällt, einzelne Elemente aus dem gesamten gedanklichen Entwurf Foucaults herauszugreifen, also „Macht“, „Wissen“ und „Subjekt“ getrennt voneinander zu beschreiben, ohne die Komplexität der Beziehungen dieser drei Elemente zueinander zu vernachlässigen, die sich jeweils wechselseitig bedingen, sich produzieren und reproduzieren. Dennoch ist diese Argumentation wie folgt aufgebaut: Anfangs wird in einer knappen Einleitung zum Begriff der Gouvernementalität das damit verbundene Analyse-Interesse skizziert. Im anschließenden Gliederungspunkt zur Macht soll deren konstitutive Gespaltenheit und ihr Verhältnis zur Freiheit ins Visier genommen werden. Nachdem dann darauf hingewiesen wird, dass die Dimensionen von Macht und Wissen in gegenseitiger Verschränkung operieren und materielle Wirkungen erzeugen, widmet sich das nächste Kapitel dem Subjektbegriff, der dem Denken der Gouvernementalität eigen ist.

Um der Frage nachzugehen, warum gerade ein Programm wie Facebook sich heutzutage durchsetzen kann, inwiefern es dem gegenwärtigen gesellschaftlichen Subjektivierungsmodus entspricht, muss der Theorie-Teil auch die Entwicklung der in Frage stehenden Gesellschaft nachzeichnen. Somit wird in 3.2 deren Verfasstheit aus einer Perspektive dargestellt, die den Diagnosen der Analytiker der „Gouvernementalität der Gegenwart“ (s.o.) folgt. Wenn die strategischen Elemente der gegenwärtigen Gouvernementalität und vor allem deren Subjektivierungsregime herauspräpariert werden, kommt deren Bedeutung als das Konzept eines lokalen, zeitlich begrenzten Machttyps zum Tragen. Bevor dafür die neoliberale Gouvernementalität als historisch situiertes Programm der Rationalisierung vorgestellt wird, sollen mit der Disziplinarmacht und der Biomacht die beiden sich komplementär ergänzenden Ausprägungen der modernen Macht erläutert werden. Anschließend folgt ein Kapitel zu so genannten

¹⁶ Darin jedoch wurden für das Gouvernementalitätskonzept wichtige Aspekte noch nicht in den Blick genommen, das Subjekt wurde noch nicht als zur Führung und Selbstführung fähig beschrieben. Siehe 2.3.1..

postfordistischen¹⁷ Arbeitsbedingungen, in dem auch die Etablierung neuer Informationstechnologien thematisiert wird¹⁸. Wie sich neoliberale und postfordistische Rationalität und Subjektivierungsweisen aufeinander beziehen lassen, wird schließlich im letzten Punkt des Theorie-Teils gezeigt, wenn die Ganzheitlichkeit der Anrufung¹⁹ als unternehmerisches Subjekt in ihrer historischen Situiertheit thematisiert wird.

Der praktische Teil dieser Arbeit zeigt schließlich, auf welche Art und Weise Facebook die UserInnen anruft, welche normativen Erwartungen aufgezeigt werden und welche Handlungsanweisungen es ihnen gibt. Diese Kapitel erweitern die theoretischen Ausführungen des theoretischen Teils und stellen somit einen zweiten Anlauf dar, um mit Foucault zu arbeiten. Sie sollen letztlich klären, inwiefern sich das Subjektivierungsregime von Facebook als kompatibel mit der zuvor skizzierten neoliberalen Gouvernamentalität im Postfordismus offenbart.

In 4.1 werden dafür die Texte „Über uns“ und „Facebook-Grundsätze“ auf die darin vermittelte Rationalität von Facebook hin untersucht. Hier wie auch in 4.2 wird danach gefragt, welche Gesellschaftsform bzw. welches UserInnen-Subjekt durch das Interface von Facebook implizit vorausgesetzt bzw. welches Leitbild produziert wird. Vor allem Kapitel 4.2, das sich der Anrufung der UserInnen auf der Seite selbst widmet, untersucht, inwiefern die Wissenstechniken von Facebook auf regulierende und normalisierende Weise auf die Subjektivierungsprozesse der UserInnen wirken. Die Reihenfolge der Analyse repräsentiert gleichsam die Chronologie des Facebook-Gebrauchs. So konzentriert sich das Kapitel ‚Anleitung zur Profilbildung‘ zunächst auf das Raster des elektronischen Formulars, das die UserInnen bei der Anmeldung bei Facebook ausfüllen sollen. Unter ‚Anleitung zum Anwenden‘ wird unter die Lupe genommen, was die UserInnen auf Facebook machen können und wie sie angeleitet werden, Facebook zu gebrauchen. Der dritte Schritt ‚Anleitung zum Anfreunden‘ erläutert Facebooks Vernetzungsanleitungen. Diese Aussagen werden jeweils unter den Schlagworten ‚Selbstevaluation‘, ‚Selbstgestaltung‘ und ‚Feed-

¹⁷ In der Ära des Fordismus war die Produktionsweise hauptsächlich auf die Herstellung durabler Güter gerichtet. Im Übergang zum Postfordismus wird es immer wichtiger, Dienstleistungen und Informationen her- und zur Verfügung zu stellen. Dazu mehr unter 4.2.3.

¹⁸ Eine Erweiterung dieser Thematik um die Prozesse der „Kybernetisierung“ nimmt Höhne (2002) vor. Er untersucht den Zusammenhang von „Kybernetisierung, Informatisierung und Medialisierung“ (ebd., 1) ebenfalls in einer „medientheoretischen Ausweitung der Analyse von Diskursen und Macht-Wissens-Beziehungen“ (ebd., 12)..

¹⁹ Den Begriff der „Anrufung“ führt Louis Althusser (1977) ein, um zu beschreiben, wie das gesellschaftliche Subjekt diskursiv produziert wird. Dieser Ansatz wird in späteren Kapiteln (z.B. 4.1.3) wieder aufgegriffen und diskutiert.

back' in den Kontext der Ökonomisierung des Sozialen bzw. des Selbst gestellt, welche bereits in 3.2 Thema ist. Anschließend wird in Kapitel 4.3 zusammengefasst, inwiefern der Subjektivierungsmodus von Facebook auf der Anrufung eines kreativ-unternehmerischen Selbst basiert, wobei auch der gesamte theoretische Rahmen noch einmal kurz umrissen wird. Dabei kommt bereits zum Ausdruck, was 4.4 dann als zentralen Aspekt aufgreift: Die Wissenstechniken von Facebook tragen bereits in sich ambivalente Strukturen. Nicht nur die geforderten und geförderten Eigenschaften, die des Sozialen, des Kreativen und des Konkurrenzorientierten, stehen in einem latenten Spannungsverhältnis zueinander, auch der gouvernementale Subjektivierungsmodus ist ambivalent, insofern als dass er keine Unterwerfung, sondern die Regierung der Selbstregierung bedeutet. Warum diese Überlegungen schließlich unter das Schlagwort ‚Ökonomisierung‘ fallen, wird im Fazit der Arbeit noch einmal verdeutlicht, wenn auch weiterführende Forschungsperspektiven zum Untersuchungsgegenstand Facebook vorgeschlagen werden.

2 Untersuchungsgegenstand: Facebook – eine Form von Social Media

2.1 Social Media

Internet-Plattformen wie Facebook, also Online-Communities bzw. soziale Netzwerkseiten gelten als eine Ausprägung der so genannten sozialen Medien (vgl. Boyd 2008b, 92). Der Begriff ‚Soziale Medien‘ bzw. ‚Social Media‘ steht dabei für eine Reihe von Techniken, Services und Anwendungen, die Menschen es ermöglichen, mit anderen zu interagieren. Dazu zählen zum Beispiel Peer-to-Peer²⁰-Technologien, vernetztes Computerspielen, Bloggen, Microbloggen, Foren, Emails, virtuelle Welten und eben Social Networking Sites (SNS) wie Facebook – die alle oftmals auch als ‚Social Software‘ bzw. ‚Social Computing‘ bezeichnet werden. Die Eigenschaft der Interaktivität wird in den geläufigen Definitionen von ‚Social Media‘ als zentraler Aspekt zur Abgrenzung von anderen Medien angeführt: von den traditionellen Massenmedien wie Zeitungen und Rundfunksender, deren technisches Prinzip dem one-to-many-Modell entspricht (vgl. Neverla 2005, 207). So heißt es auch auf Wikipedia, selbst ein Format der ‚Sozialen Medien‘:

„Social Media unterscheiden sich primär dadurch von den traditionellen Massenmedien, dass sie auf Interaktion beruhen. Es besteht kein Gefälle mehr zwischen Sender und Rezipienten. Die Benutzer erstellen gemeinsam ihre eigenen Inhalte (benutzergenerierte Inhalte oder User Generated Content).“ (http://de.wikipedia.org/wiki/Social_Media)

Danah Boyd, globale Pionierin auf dem Gebiet der Online-Community-Forschung, grenzt ‚Social Media‘ ebenfalls durch den Verweis auf die Interaktionsmöglichkeiten von den „alten“ Medien ab:

„The power of social media is rooted in its ability to connect people across time and space. The way these tools are used alters a plethora of practices, including communication, collaboration, information dissemination, and social organization. (...) Social media has affected how people interact with one another and, thus, it has the potential to alter how society is organized. Although they are simply the messengers, social media tools are revered for their potential to connect (...).“ (Boyd 2008b, 92)

²⁰ Peer-to-Peer Connection (engl. *peer* für „Gleichgestellter“, „Ebenbürtiger“) und Rechner-Rechner-Verbindung sind synonyme Bezeichnungen für Kommunikation unter Gleichen, hier bezogen auf ein Rechnernetz. (Vgl. z.B. Kalman et al 2007 oder Schoder et al. 2002).

Ähnlich euphorisch beschreibt auch schon Tim O'Reilly 2005 die Möglichkeiten der Social Media und verweist auf einen weiteren wichtigen Aspekt: Die Etablierung der Bezeichnung ‚social media‘²¹ (und ebenso ‚social software‘) läuft parallel zu der des Begriffs Web 2.0²² ab. Den macht Tim O'Reilly in seinem gleichnamigen Artikel einer großen Öffentlichkeit bekannt, um damit die ‚Geburt‘ des zweiten Internets dank der Entwicklung neuer Technologien, also neuer Social-Software-Anwendungen zu verkünden. Er prophezeit darin ‚die‘ Ermöglichung eines freien Austausches von Informationen, einer ‚schrankenlosen‘ Partizipation und einer ‚hierarchiefreien‘ Kommunikation (vgl. O'Reilly 2005).

Die meisten der Web-2.0-Gründungsnarrative argumentieren auf der Basis technisch begründeter Sozialutopien und beziehen sich somit auf die neuen Möglichkeiten der Social Software (vgl. Reichert 2008, 8). Wobei sie hiermit viele der Ideen wieder aufgreifen, die verschiedene TheoretikerInnen schon vor dem Hintergrund der Entwicklung des ersten Internets, als dessen Geburtsstunde das Jahr 1983 gilt (vgl. Joos 2001, 14), noch weitreichender formulieren²³. Deren „emanzipatorischer Befreiungsdiskurs“ (Reichert 2008, 9) wird dabei wesentlich von der Idee getragen, das Zusammentreffen von Menschen im Netz sei frei von ökonomischem Kalkül, hierarchischem Profilierungsbestreben und essentialisierendem Identitätsdenken.²⁴ So schreibt zum Beispiel John Perry Barlow 1996 in der „Unabhängigkeitserklärung des Cyberspace“, dass dieser ein Raum sei, in den die kapitalistischen Interessen und hierarchischen Verhältnisse der „realen“ Welt nie Zutritt haben dürften (vgl. Barlow 1996). Bereits drei Jahre zuvor prägt Howard Rheingold den Begriff der „virtuellen Gemeinschaft“.

²¹ Auf wikipedia wird angenommen, dass der Begriff ‚Social Media‘ erstmals auf der *BlogOn 2004 Conference* am 22. und 23. Juli 2004 vom US-Unternehmen Guidewire Group verwendet wurde. (Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Social_Media)

²² Der Begriff ‚Web 2.0‘ wird schon im Dezember 2003 in der US-Ausgabe „Fast Forward 2010 – The Fate of IT“ des CIO Magazin, einem Fachmagazin für IT-Manager, in dem Artikel „2004 – The Year of Web Services“ von Eric Knorr zum ersten Mal erwähnt (vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Web_2.0), aber in der Öffentlichkeit erst durch O'Reilly geprägt.

²³ Die Differenzierung ‚Social Media‘/traditionelle Massenmedien repräsentiert eine medienhistorische und –theoretische Leitdifferenz, welche auch schon vor der Etablierung des Internets vorgezeichnet wurde: Bereits die Verkreuzung analoger und digitaler Medien stellte die in der Theorie der Massenmedien bisher gängigen Unterscheidungen zwischen Einweg- und Zweiwegmedien, Passivität und Aktivität, Öffentlichkeit und Privatheit in Frage. (vgl. Tholen 2002, 147). So begleitet die Unterscheidung zwischen analog und digital schon in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts „(...) die allgegenwärtige Opposition von ‚altem‘ und ‚neuem‘ Medium „ (Bruns, Reichert 2007, 12).

²⁴ Auf die Macht- und Medienbegriffe, die diesen Ideen zu Grunde liegen, wird noch einmal gesondert eingegangen, sobald die medientheoretische Einordnung des Untersuchungsgegenstands, der Social Networking Site Facebook, abgeschlossen ist.

Darin verkündet er die Geburt einer neuen Gemeinschaftsform dank der Entwicklung des Internets: Menschen, die sich offline nie begegnen könnten, würden sich auf der Basis geteilter Interessen online-basiert zusammenfinden, sich gegenseitig Unterstützung bieten und untereinander freundschaftlich binden (vgl. Rheingold 1993, 15 f.). Sherry Turkle beschreibt in ihrem viel beachteten Buch *Leben im Netz. Identitäten in Zeitalter des Internet*, wie sich UserInnen von fest gefügten Identitätsnormen lösen könnten, mit vervielfältigten „Patchworkidentitäten“ spielen, code- und genderswitchen und somit auch vom eigenen Selbst lösen könnten (vgl. Turkle 1998, 289). Diese drei TheoretikerInnen, die hier exemplarisch für den Befreiungsdiskurs stehen, beziehen ihre Theorien zum herrschaftsfreien Internet stark auf die technisch geschaffenen Möglichkeiten.²⁵

Dass gerade jene Online-Angebote, die im Jahr 2009 am meisten genutzt werden, die Social Networking Sites, anders funktionieren als Barlow, Rheingold und Turkle es in den 90er Jahren prophezeien, bleibt nun zu zeigen.

2.2 Social Networking Sites

Danah Boyd und Nicole Ellison verfassen 2007 die weltweit erste und bislang unangefochtene wissenschaftliche Einordnung sozialer Netzwerkseiten bzw. der Social Network(ing) Sites, wie sie auf englisch heißen (vgl. Boyd/Ellison 2007). Während Boyds Erklärung der Social Software (s.o.) den traditionsreichen Internet-Idealismus aufgreift, hat ihre Definition sozialer Netzwerkseiten mit der Vorstellung von virtuellen Gemeinschaften etwa im Sinne Rheingolds wenig zu tun: SNS (Social Network/Networking Sites) sind demzufolge Web-basierte Angebote, die Individuen erlauben, ein öffentliches oder halb-öffentliches Profil zu erstellen, eine Liste anderer UserInnen, mit denen sie in Kontakt stehen, zu führen und diese Liste zur Schau zu stellen, sowie in die der anderen Einblick zu erhalten:

²⁵ Wobei nicht unterschlagen werden soll, dass Howard Rheingold seine Aussagen auf die Erfahrungen mit der ersten bedeutenden virtuellen Gemeinschaft, einem Bulletin Board System namens *THE WELL (Whole Earth 'Lectronic Link)*, das 1984 entsteht, stützt. Neben Rheingold gehört auch der „Internet-Futurologe“ (Pörksen 2008, 1) Kevin Kelly, einer der einflussreichsten Denker der frühen Hacker-Szene, zu den Gründungsmitgliedern dieser Gemeinschaft, deren Manager – ehemals Mitglieder einer Hippiekommune - darin ein neues Forum der antiautoritären Begegnung sehen (ebd., 4). Sherry Turkle arbeitet ebenfalls empirisch: Sie untersucht das Verhalten von UserInnen so genannter Muds, interaktiver Spiel-Umgebungen, in denen die Beteiligten in Rollen schlüpfen und in einer Phantasiewelt agieren (vgl. Münte-Goussar 2006, 161). Sowohl *THE WELL* als auch MUDs werden heute kaum mehr genutzt (vgl. ebd.).

„What makes social network sites unique is not that they allow individuals to meet strangers, but rather that they enable users to articulate and make visible their social networks.“ (Boyd/Ellison 2007, 2)

Der fundamentale Unterschied zu Social-Software-Anwendungen, wie Howard Rheingold, Sherry Turkle oder John Perry Barlow sie imaginieren, ist also, dass die UserInnen der Networking-Plattformen laut Boyds und Ellisons Definition nicht anonym kommunizieren, sondern eben ein Profil erstellen und sich immer wieder mit dem selben Namen einloggen – was zum Beispiel Turkles Konzept der Erfahrung multipler Identitäten sehr offensichtlich widerspricht.

Boyd und Ellison entwickeln ihre Definition von ‚Social Network Sites‘ anhand der Betrachtung verschiedener Internet-Angebote, die sie unter diesen Begriff subsumieren. Sie beziehen sich dabei auf die Seiten, die weltweit am meisten genutzt werden. Nach der obigen Definition gilt somit die 1997 geschaffene Online-Community SixDegrees.com²⁶ als die erste soziale Netzwerkseite.

Eine weitere Besonderheit der Networking-Plattformen – nach dieser Definition – ist, dass die sozialen Netze, die dort gepflegt werden, weder für die Öffentlichkeit, im Sinne von allen Menschen, einsehbar sind, noch für jede Art von Öffentlichkeit verdeckt sind (vgl. Boyd/Donath 2004, 76). Der Begriff der Öffentlichkeit muss im Kontext der sozialen Netzwerkseiten laut Boyd und Ellison (2007) neu definiert werden.²⁷ Teil der Netzöffentlichkeit sind ihrer Vorstellung nach alle angemeldeten UserInnen einer Networking-Plattform. Für diese Öffentlichkeit sind in der Regel mindestens die Verbindungen, also die „Freundeslisten“, aller UserInnen sichtbar (vgl. ebd., 78). Die verschiedenen Ausmaße und Strukturen jener Sichtbarkeit und des Zugangs zu den Profilen

²⁶ SixDegrees.com existiert von 1997 bis 2001 als SNS, ist nach dem Modell „Six Degrees of Separation“ benannt, das auf der Idee basiert, dass alle Personen auf der Welt sich um maximal sechs Ecken kennen (vgl. Watts 2003), und erlaubt den UserInnen, ein eigenes Profil und ihre Kontakte zu veröffentlichen und andere noch nicht beigetretene Personen zu einer Mitgliedschaft, also einer Profilbildung einzuladen. (Vgl. http://en.wikipedia.org/wiki/Six_Degrees.com)

²⁷ Über die Veränderung der Öffentlichkeit im Rahmen der sozialen Netzwerkseiten schreiben Boyd und Ellison: „(...) social network sites are a type of networked public with four properties that are not typically present in face-to-face public life: persistence, searchability, exact copyability, and invisible audiences. These properties fundamentally alter social dynamics, complicating the ways in which people interact. (...) In short, a mediated public (and especially a networked public) *could* consist of all people across all space and all time.“ (Boyd/Ellison 2007, 2-8)

machen in dieser Perspektive letztlich die prägnantesten Unterschiede zwischen verschiedenen Online-Communities aus.

Im Gegensatz zu anderen sozialen Netzwerkseiten von vergleichbarer Bedeutung wie Studi-VZ oder MySpace erlaubt Facebook beispielsweise nicht, das eigene Profil für alle anderen UserInnen einsehbar zu machen – nur „Freunde“ können untereinander Zugriff auf die jeweiligen Selbst-Darstellungen haben. Eine weitere Besonderheit von Facebook ist das Angebot an die UserInnen, eigens Applikationen zu kreieren. (Vgl. Boyd/Ellison 2007, 2)

Diese beiden Aspekte, die Facebook von anderen Online-Communities u.a. unterscheiden, spielen auch in der vorliegenden Arbeit eine Rolle und werden in den Kapiteln zur Analyse genauer beleuchtet.

2.3 Entwicklungsgeschichte von Facebook

Mark Zuckerberg gründet Facebook im Februar 2004 als eine Plattform, die zunächst nur das bereits existierende Netzwerk von Harvard-StudentInnen stabilisieren und auf Dauer erhalten soll. In weniger als zwei Wochen registrieren sich bereits zwei Drittel der Studentenschaft. Motiviert durch den sofortigen Erfolg seines Angebots entwickelt Zuckerberg weitere in sich geschlossene Facebook-Netzwerke für andere US-amerikanische Hochschulen wie Stanford und Yale. Die StudentInnen können sich kostenlos auf www.facebook.com registrieren, eine Profilseite gestalten, dafür Fotos und Videos hochladen, über Suchfunktionen andere dort verzeichnete Leute finden, sich mit ihnen online austauschen, Einträge auf der eigenen Pinnwand veröffentlichen, u.v.m..²⁸ Zuckerberg engagiert noch im selben Sommer seine zwei Zimmernachbarn Dustin Moskovitz und Chris Hughes, um die Seite weiterzuentwickeln. Bereits im November 2004 registriert sich der/die millionste UserIn bei Facebook. Nach seinem Harvard-Abschluss Anfang 2005 lernt Zuckerberg einige namhafte Leute aus der IT-Branche von Palo Alto und aus dem Silicon Valley kennen und stellt weitere Internet-Ingenieure ein. Als die Plattform weiterhin immer mehr genutzt wird, öffnet er sie im September 2005 zunächst für alle Highschool-BesucherInnen der USA, im Sommer 2006 schließlich für so genannte „work networks“, wo sich beispielsweise Angestellte des CIA oder von Burger King vernetzen. Facebook expandiert schließlich international: Im September 2006 werden alle bislang gültigen Zugangsbarrieren aufgehoben, so dass sich seit-

²⁸ Diese zentralen Nutzungsoptionen entsprechen – wie bereits im vorigen Kapitel zum Ausdruck kam – der allgemeinen Definition sozialer Netzwerkseiten, sind bis heute elementare Bestandteile der Plattform und werden im Analyse-Teil dieser Arbeit genauer behandelt.

dem jede/r Internet-UserIn weltweit dort anmelden kann. (Vgl. Schmalz/-Wäscher 2009)

In Deutschland findet die Community anfangs zwar nicht so schnell neue Mitglieder wie andernorts, weil die bereits bestehende SNS StudiVZ, die sich schon früher als deutschsprachige Kopie von Facebook hierzulande etabliert hatte, die marktführende Position behauptet. Die Facebook-Community wächst dennoch seit ihren Anfängen beständig, was auch die Spekulationen um einen Börsengang weiterhin inspiriert. Im Oktober 2007 erwirbt Microsoft einen Anteil von 1,6 % von Facebook für 240 Millionen US Dollar und im Jahr 2008 macht die Plattform einen Umsatz von 0,320 Milliarden US Dollar. (Vgl. ebd.)

Facebook gibt es in 64 verschiedenen Sprachversionen²⁹, die Community belegt weltweit Listenplatz Nummer vier der am meisten genutzten Internetseiten (hinter google, yahoo und youtube) und gewinnt täglich neue UserInnen. Im Februar 2009 hatte Facebook 275 Millionen Besucher – 175% mehr als noch ein Jahr zuvor. Vor allem in Europa wird die Online-Community immer populärer: Dort waren es Anfang 2009 314% mehr UserInnen als 2008.³⁰ Auch in Deutschland wechseln zunehmend UserInnen von StudiVZ zu Facebook. Erstmals hat das soziale Netzwerk im Juni 2009 mehr UserInnen auf seiner Website als die Konkurrenten von StudiVZ, wer-kennt-wen.de und MySpace (vgl. Schröder 2009). Facebook ist mit 200 Millionen aktiven Nutzern (Stand: Juni 2009) die größte Social Networking Plattform des Internets (vgl. Schmalz/-Wäscher 2009).

Seine Entwicklungsgeschichte ist bislang also eine reine Erfolgsgeschichte. Die anstehende Analyse trägt dazu bei, diesen Erfolg zu erklären.

2.4 Anmerkungen zu den Medien-Macht-Begriffen

Im Kapitel zur Erklärung des Begriffs ‚Social Media‘ wurde deutlich, wie sehr dessen Definition auf der Abgrenzung von den traditionellen Massenmedien basiert. Diese Differenzierung schreibt den traditionellen Massenmedien implizit einen hierarchischen Effekt zu, weil jene eben nicht das als emanzipatorisch geltende Element der Interaktivität bieten.

Diese Vorstellung entspricht den „alten“ Theorien zur Manipulation durch die Massenmedien, die zum Beispiel die Frankfurter Schule (vgl. Horkheimer/Adorno 1988) vertritt: Dabei wird „das Publikum als Verfügungsmasse von ‚Massenmedien‘“ (Weischenberg 2004, 82) gesehen.³¹ Solche Ansätze, die

²⁹ Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Facebook#cite_note-11

³⁰ Vgl. www.comscore.com/press/release.asp?press=2774

die ‚Macht‘ der Medien fokussieren, basieren auf einer relativ starren, technischen Einteilung von Sender und Empfänger: Der Sender gilt als die Quelle des Wissens der Rezipienten (vgl. Oy 2000, 5).

Eine ähnliche Perspektive liegt zu Grunde, wenn Medientheoretiker die Möglichkeit zur Aufhebung dieses Herrschaftsverhältnisses³² allein in einer technischen Entwicklung sehen, die die Interaktivität der Rezipienten zulasse und fordere. Diese Sichtweise geht quasi von einer Umpolung des kommunikationstheoretisch geprägten Sender-Empfänger-Modells aus (vgl. Tholen 2002, 147)³³: Kommunikation, in Form von peer-to-peer, wie es auch in den Theorien von Rheingold et al. heißt, anstatt des one-to-many-Prinzips wird somit als Gegenpol zu den als vermachtet beschriebenen Strukturen der klassischen Massenmedien betrachtet (vgl. Oy 2000, 1 ff.).

Sowohl den ‚alten‘ Theorien zur Manipulation durch die Massenmedien als auch denen zur Emanzipation durch die ‚Neuen Medien‘ liegt bezüglich des Macht- sowie des Medienbegriffs ein Verständnis zu Grunde, das in dieser Arbeit nicht geteilt wird. Diesen Theorien ist ein Bild der „Medien“ zu eigen, das sie als scheinbar eigenständig wirkend und entkoppelt von gesellschaftlichen Entwicklungen darstellt, was „‚die Medien‘ in inakzeptabler Weise ontologisiert und aktiviert“ (Schmidt 1999, 113)³⁴.

³¹ Nahezu die gesamte medienkritische Diskussion innerhalb der Neuen Linken von den sechziger bis in die achtziger Jahre hielt am Manipulationstheorem fest (vgl. Oy 2000, 5), so z.B. Oskar Negt und Alexander Kluge (1972) oder Hans-Magnus Enzensberger. Wobei sich Enzensberger als einer der Ersten gegen die kulturkritisch motivierte Ablehnung der Massenmedien ausspricht und auch auf deren potentiell befreienden Effekt aufmerksam macht. Der Enzensberger'sche Ansatz leistet somit eine Verknüpfung des Rückkanal- und des Manipulationstheorems, indem der eingeforderte Austausch zwischen Senderin und Empfänger mit der Erweiterung und damit der Destruktion des Manipulationsbegriffes als medialer Bearbeitung von Informationen verknüpft wird. Enzensberger schränkt dies jedoch für die kapitalistische Gesellschaft wieder ein: „Nur eine freie sozialistische Gesellschaft wird sie produktiv machen können.“ (Enzensberger 1970, 170)

³² Martin Hagen (1997, 88) arbeitet diese Haltung als eine heraus, die allen Konzepten zu den Demokratisierungspotenzialen Neuer Medien gemeinsam ist.

³³ Tholen (2002, 147) beschreibt den Diskurs zum Wandel der „Massenmedien“ einleitend zu seiner Analyse von Fernseh-Talkshows und kritisiert daran: „Eine schlichte Umpolung des kommunikationstheoretisch geprägten Sender-Empfänger-Modells aber kann dem Vorwalten des Visuellen, das in der erwähnten Verschiebung vom Wort zum Bild innerhalb der Bildkonstruktion des Fernsehens zu Tage tritt, nicht gerecht werden.“

³⁴ Schmidt bezieht sich zur Begründung dieser Kritik auf einen Text von Maresch und Werber, in dem sie ihn um einen Beitrag für ihren Band „Kommunikation, Medien, Macht“ bitten: „Medien sind auf eine erstaunliche Weise *souverän* geworden. Sie diktieren Denk-, Handlungs- und Wahrnehmungsweisen, sie bestimmen Modi, Tempi und Rhythmik der Informa-

In dieser Arbeit soll jegliche Form von technologischem Determinismus vermieden werden, der die technischen Bedingungen der Medien zum Apriori des gesellschaftlichen Wissens erklärt.³⁵

Hierin wird vielmehr von der sozialen Bedingtheit von Technik bzw. deren Anwendungsformen ausgegangen, die nie außerhalb gesellschaftlicher Sphären produziert werden, also immer schon diskursiv gerahmt, also sozial bestimmt sind³⁶. In diesem Sinne wird eben auch Facebook als eine Anwendungsform betrachtet, deren Entstehung, deren Etablierung und Erfolg in großen Teilen aktuellen gesellschaftlichen Bedingungen geschuldet sind.

Dabei versucht diese Arbeit, Reicherts Forderung Folge zu leisten, nach der „(...) die Interrelation oder wechselseitige Austauschbeziehung zwischen den technischen Wissensformationen und den kulturellen Kontingenzen (...)“ (Reichert 2008, 23)

in den Blick genommen werden müsse. Deshalb wird zunächst eine gesellschaftliche Situierung der MacherInnen und der UserInnen von Facebook vorgenommen, bevor das Interface dieses Angebots genauer untersucht wird, um daran anschließend wieder Rückschlüsse auf die gesellschaftliche Situation der UserInnen vorzunehmen, denn

„(...) Kultur, so die weitreichende These Lev Manovichs, wird in den medialisierten Gesellschaften erst durch das *Interface*, gleich ob Leinwand, TV-Bildschirm oder Handy-Display, wahrnehmbar (...).“ (Bruns/Reichert 2007, 10)

Welche „Kultur“, welche gesellschaftliche Situierung wird durch das Interface von Facebook wahrnehmbar?

Nicht nur der Medienbegriff, der den angeführten Ansätzen zur Manipulation durch die Massenmedien und zur Befreiung durch die sozialen Medien zu

tionsgewinnung, Informationsspeicherung und Informationsweitergabe, und sie geben in Gestalt vereinheitlichender technischer Normen und Standards Verkopplungs- und/oder Entdifferenzierungsgeschwindigkeiten vor.“ (Einladung von Maresch und Werber, S.1, zitiert nach Schmidt 1999, 109)

³⁵ Dies entspricht einer Sichtweise, die in Teilen der Kommunikationswissenschaft seit den 70er Jahren mehr und mehr Zuspruch findet (vgl. Neverla 2005, 209): „(...) jede Technik (eingefügt: wird) vergesellschaftet, sozial geprägt und quasi domestiziert.“ (ebd.)

³⁶ Dennoch wird dabei nicht unterschlagen, dass neue Technologien wiederum Wirkung auf Diskurse, auf Rationalitäten haben, weil auch Artefakte, wie das Web 2.0 Wissen produzieren. „Computer code does not determine practice, but as a form of architecture, it does shape the way in which people can interact.“ (Lessig 2006) In Kapitel 3.2.3 zum Postfordismus wird dieser Gedanke noch einmal thematisiert.

Grunde liegt, sondern auch deren Machtbegriff wird in dieser Arbeit nicht geteilt. Letzterer ist in den erwähnten Theorien repressiv ausgerichtet, was Foucaults Vorstellung, an der sich die folgende Analyse orientiert, der wechselseitigen Bedingtheit von Macht, Wissen und Subjektivität nicht entspricht. Mit Foucault ist es möglich, Macht als etwas Produktives zu denken, womit vor allem die Vorstellung von Interaktion als per se machtkritischer Haltung relativiert wird. Da diese Perspektive ein zentrales Element des Konzepts der Gouvernementalität darstellt, wird ihrer Erläuterung im nächsten Kapitel der Arbeit noch mehr Platz eingeräumt.

3 Theorie: Gouvernamentalität nach Foucault – Analytik und Epoche

Das französische Verb *gouverner* heißt in deutscher Übersetzung „regieren“, das französische Nomen *gouvernement* wird als „Regierung“ übersetzt und *gouvernemental* bedeutet folglich „Regierung betreffend“.³⁷ Im alltagssprachlichen Gebrauch wird Regierung ausschließlich mit einem Prinzip von Staatlichkeit assoziiert, also nur im Kontext der Regierung von Staaten artikuliert – eine Vorstellung, die dem Foucaultschen Konzept von Gouvernamentalität nur bedingt gerecht wird.

Als Foucault den Begriff in der 4. Sitzung der Vorlesung „Sicherheit, Territorium, Bevölkerung“ von 1978 zum ersten Mal formuliert, wendet er sich damit zunächst zwar nur den Regierungstechniken zu, die der Bildung des modernen Staates unterlegt sind, erweitert seine Perspektive diesbezüglich aber spätestens im Laufe der Fortsetzung der Vorlesung unter dem Namen „Die Geburt der Biopolitik“ von 1979. Mit dem Begriff der Gouvernamentalität benennt er anfangs das im 18. Jahrhundert installierte Machtsystem, das „als Hauptzielscheibe die Bevölkerung, als wichtigste Wissensform die politische Ökonomie und als wesentliches technisches Instrument die Sicherheitsdispositive hat“ (GG I, 162). In den folgenden Vorlesungen wandelt sich die Bedeutung des Begriffs. Der Blick wird nun nicht mehr auf staatliche Modalitäten gelenkt, sondern allgemein die „Art und Weise, mit der man das Verhalten der Menschen steuert“ (GG II, 261) zu erfassen versucht:

„Unter Regierung verstehe ich die Gesamtheit der Institutionen und Praktiken, mittels deren man die Menschen lenkt, von der Verwaltung bis zur Erziehung.“ (GDT, 118 ff.)

Gerade die Aussagen, die Foucault im Rahmen seiner Vorlesungen zur Genealogie des modernen Staates, zur modernen Gouvernamentalität trifft, die über die Entwicklung der Bio-Macht und über die der neoliberalen Rationalität, bringen ihn dazu, das Konzept von Gouvernamentalität als ein „Analyseraster für die Machtverhältnisse“ im Allgemeinen (GG II, 261) zu begreifen.

³⁷ Zunächst wurde „Gouvernamentalität“ in bestimmten deutschen Kommentaren fehl gedeutet als „Regierungsmentalität“. (Vgl. Sennelart 2004, 482)

3.1 Methodologische Prämissen

Wie bereits in der Einleitung zum Ausdruck kam, wäre es unangebracht, eine Art Foucaultsche Terminologie zu entwerfen.³⁸ Die „Unruhe“ in seinen Texten, die eben kein prinzipielles Methodenvokabular beinhalten, kann als konsequente Fortführung von Foucaults Annahme geschichtlicher Kontingenz und Diskontinuität bis in seine eigene Lebens- und Schaffensgeschichte hinein verstanden werden (vgl. Reichhold 2009, 11). Nun gilt es, aus der Foucaultschen Unordnung den Ansatz der Gouvernementalität als funktionsfähiges Analyseinstrument zu extrahieren.³⁹

Die wenigen methodologischen Erläuterungen, die Foucault in den in Frage stehenden Vorlesungen zur Geschichte der Gouvernementalität gibt, sollen dabei anhand von anderen richtungweisenden Primärtexten verständlich gemacht werden.⁴⁰

3.1.1 Macht – Führung von Führungen

Gouvernementalitätsanalytik stellt also ein „Analyseraster für die Machtverhältnisse“ im Allgemeinen (GG II, 261) dar. Doch was bezeichnet Foucault überhaupt als „Machtverhältnis“? Die weit verbreitete Meinung, Foucault sei ein „Theoretiker der Macht“, weckt die Erwartung, eine Foucaultsche Theorie der Macht vorzufinden. Dieser entgegnen den Suchenden jedoch:

³⁸ Er selbst schreibt, dass seine Arbeit „weder eine Theorie noch eine Methodologie“ (SuM, 243) liefert. Stattdessen lautet ihr Vorsatz, „niemals den Bezugspunkt eines konkreten Beispiels aus den Augen (zu) verlieren, das als Bezugsfeld der Analyse dienen kann“ (ebd.) – was in dieser Arbeit hoffentlich entsprechend realisiert wird.

³⁹ Mögliche Strategien im Umgang mit dem Fehlen einer strikten Terminologie zeigen einerseits die detaillierten Arbeiten von Lemke (1997), die versuchen, den Ansatz der Gouvernementalität im Kontext vorheriger und nachfolgender Arbeiten als konsequente methodische Entwicklung zu begreifen, und andererseits die freieren Auslegungen von Burchell et al. (1991) bzw. Bröckling et al. (2000), die in der Tradition der ‚governmentality studies‘ den Ansatz für eine Gegenwartsdiagnose neoliberaler Regierungskünste nutzen. Auf die Eigenständigkeit des Gouvernementalitätsansatzes verweisen auch jüngste Erscheinungen von Krassmann/Volkmer (2007).

⁴⁰ Anhaltspunkte liefern dafür zeitlich benachbarte Werke, vor allem der erste Band der Trilogie ‚Sexualität und Wahrheit‘ (WW) von 1976; aus dem gleichem Jahr: ‚In Verteidigung der Gesellschaft‘ (VG), in dem der Begriff der Biopolitik eingeführt wird, und der dezidiert methodische Vortrag ‚Was ist Kritik?‘ (WiK) von 1978. Aufschlussreiche Rückblenden Foucaults findet man in den Texten: ‚Das Subjekt und die Macht‘ (SuM) von 1982 und ‚Was ist Aufklärung?‘ (WiA) von 1984.

„Brauchen wir eine Theorie der Macht? Da jede Theorie eine Objektivierung voraussetzt, kann keine Theorie als Grundlage der Analyse dienen.“ (SuM, 243 f.)

Foucault will gerade keine universalisierende Perspektive auf bestimmte Phänomene eröffnen, sondern eben solche universalistischen Essentialisierungen und Normalisierungen analysieren. So bemerkt er schon zu Beginn seiner Vorlesung über die Geschichte der Gouvernementalität, als er sich auf die Untersuchung der Bio-Macht bezieht:

„Die Analyse dieser Machtmechanismen, die vor einigen Jahren begonnen wurde und die nun fortzuführen ist (...), ist in keinerlei Hinsicht eine allgemeine Theorie dessen, was Macht ist.“ (GGI, 13f)

Erst die Analyse der Machtmechanismen würde „etwas wie eine Theorie der Macht“ (ebd. 14) in Gang setzen. Insofern muss jeder Begriff der Macht situiert werden im jeweils speziellen Kontext, auf den sich die Perspektive der Analyse bezieht. Die „Machanalytik“, die Foucault in den Vorlesungen zur „Geschichte der Gouvernementalität“ vornimmt und die er als Erweiterung der vorigen Analysen der Biomacht beschreibt (vgl. ebd., 13 f.), führt ihn zunächst zur Infragestellung dessen, was er gemeinhin für das Verständnis von Macht hält: Macht stellt für Foucault demzufolge keine Substanz dar, die sich im Besitz einer zentralen Instanz oder von Subjekten befinde. Statt Machtinstitutionen und Macht-(In)habern interessieren ihn Machtverhältnisse (vgl. SuM, 258). Schon im ersten Band von *Sexualität und Wahrheit* wendet sich Foucault von einem Verständnis von Macht ab, das ein hierarchisches Herrschaftssystem bezeichnet und analysiert anhand des Diskurses über den Sex exemplarisch die Wirkungsweise von Machtstrukturen (vgl. WW, 113).

Das Feld der Machtverhältnisse lässt sich demzufolge nicht auf das Schema von Zwang und Freiheit oder Gewalt und Konsens reduzieren. Foucault führt den Gedanken der Reflexivität in die Untersuchung der Machtverhältnisse ein:

„Tatsächlich ist das, was ein Machtverhältnis definiert, eine Handlungsweise, die nicht direkt und unmittelbar auf die anderen einwirkt, sondern eben auf deren Handeln. Handeln auf ein Handeln, auf mögliche oder wirkliche, künftige oder gegenwärtige Handlungen.“ (SuM, 254)

Wenn ein Machtverhältnis als ein solch dynamisches Kräfteverhältnis und Machtausübung als Wirkungsweise von Handlungen begriffen wird, die andere Handlungen verändern, dann muss genau wie Freiheit auch Kontingenz als Voraussetzung des Machtmechanismus existieren (vgl. ebd, 256).

Denn Foucault verwendet den Begriff regieren bzw. *gouverner* gerade deshalb, weil er nicht nur die Tätigkeit des „Anführens“ bezeichnet, sondern auch die Weise, wie sich Menschen selbst (auf)föhren, wie sie sich benehmen (vgl. GG I, 182). Dies kann nur in einem Feld der Möglichkeiten geschehen – es mag zwar mehr oder weniger offen sein, doch es existiert immer. Dort, wo es nicht mehr vorliegt, lässt sich nicht von einem Macht-, sondern von einem Herrschaftsverhältnis sprechen:

„Ein statisches, das das Möglichkeitsfeld geschlossen hat und die Dynamik der Kräfteverhältnisse gedämmt hat.“ (Opitz 2004, 8)

Ist dagegen ein Feld vorhanden, in dem mehrere Führungen statthaben können, wird es regiert, also strukturiert; es wird Wahrscheinlichkeit geschaffen (vgl. SuM, 254 ff.).

Wo Kraft wirkt, ist auch Widerstand:

„Wo es Macht gibt, gibt es Widerstand. Und doch oder gerade deshalb liegt der Widerstand niemals außerhalb der Macht. (...) Diese (die Machtverhältnisse) können nur kraft einer Vielfalt von Widerstandspunkten existieren (...): mögliche, notwendige, unwahrscheinliche, spontane, wilde, einsame, abgestimmte, kriecherische, gewalttätige, unversöhnliche, kompromissbereite, interessierte oder opferbereite Widerstände, die nur im strategischen Feld der Machtbeziehungen existieren können.“ (WW, 116 f.)

Doch auch Zustimmung und Einverständnis markieren für Foucault keinesfalls die Abwesenheit von Machtverhältnissen. Da jeder sozialen Beziehung die Möglichkeit, auf das Handeln anderer einzuwirken, inhärent ist, gibt es in der gegenwärtigen Gesellschaft wohl keinen Raum, in dem nicht Menschen über Menschen „regieren“. Diese zahlreichen Formen und Orte des Regierens überlagern sich, kreuzen und begrenzen einander und können sich gegenseitig auch aufheben oder verstärken.

„Im Grunde ist Macht weniger von der Art der Konfrontation zweier Gegner oder der Verpflichtung des einen gegenüber dem anderen, als von der des ‚Gouvernements‘. Man muss diesem Wort die sehr weite Bedeutung lassen, die es im 16. Jahrhundert hatte. Es bezog sich nicht nur auf politische Strukturen und auf die Verwaltung der Staaten, sondern bezeichnete die Weise, in der die Führung von Individuen oder Gruppen gelenkt wurde: Regiment der Kinder, der Seelen, der Gemeinden, der Familien, der Kranken. Es deckte nicht bloß eingesetzte und legitime Formen der politischen oder wirtschaftlichen Unterwerfung ab, sondern auch mehr oder weniger

bedachte und berechnete Handlungsweisen, die dazu bestimmt waren, auf die Handlungsmöglichkeiten anderer Individuen einzuwirken.“ (SuM, 255)

Auch wenn der Regierungsbegriff sich nicht nur auf den Staat bezieht, versteht Foucault unter Macht trotzdem auch

„(...) die Strategien, in denen sie (die Kräfteverhältnisse) zur Wirkung gelangen und deren große Linien und institutionelle Kristallisierungen sich in den Staatsapparaten, in der Gesetzgebung und in den gesellschaftlichen Hegemonien verkörpern.“ (WW, 114)

Diese institutionellen Kristallisierungen schaffen Foucault zufolge die Bedingungen, unter denen die Wirkung der Macht bis in die „periphersten Verzweigungen“ (ebd.) möglich ist, und diese Strategien der Macht und ihre Mechanismen liefern ein „Erkenntnisraster für das gesellschaftliche Feld“ (ebd.). Die Mechanismen der Macht nämlich sind es, die bestimmtes gesellschaftliches Verhalten und bestimmte gesellschaftliche Diskurse herleiten. So dient jede Machtanalytik bei Foucault der Diagnose der jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnisse, weil es eben keinen Ort gibt innerhalb einer Gesellschaft, der außerhalb des Kraftfeldes liegt.

Es gibt keinen Ort, an dem nicht regiert wird – und der Cyberspace kann in diesem Zusammenhang nicht als Nicht-Ort, sondern als Erweiterung des Feldes bezeichnet werden.

3.1.2 Macht und Wissen – Rationalität der Führung

Was meint Foucault mit seinem Begriff von „Wissen“?

„Eben, wenn ich dieses Wort verwende, dann hauptsächlich, um alles zu neutralisieren, was Legitimierung oder auch nur Hierarchisierung von Werten sein könnte.“ (WiK, 60)

Foucault versteht unter Wissen also nicht „das Ensemble der wahren Dinge“, sondern „das Ensemble der Regeln, nach denen das *Wahre* vom *Falschen* geschieden wird und das *Wahre* mit spezifischen Machtwirkungen ausgestattet ist“ (Dreyfus/Rabinow 1994, 146).

„Wahrheit“⁴¹ werde dabei durch die Artikulationsweise eines Dispositivs geschaffen. Dispositive bezeichnen das Zusammenspiel diskursiver und nicht-

⁴¹ Wenn im Folgenden das Wort „Wahrheit“ ohne Anführungszeichen verwendet wird, dann immer im Foucaultschen Sinne, in dem es *die* Wahrheit nicht gibt.

diskursiver Praktiken und ordnen somit die Beziehung von Gesetzestexten, Normen, Sinnverhältnissen und Verhaltensoptionen und -weisen zueinander. Was als Wahrheit gedacht wird, entsteht gemäß dieser Ordnung. (Vgl. Opitz 2004, 50)

„Das Wort *Wissen* wird also gebraucht, um alle Erkenntnisverfahren und -wirkungen zu bezeichnen, die in einem bestimmten Moment und in einem bestimmten Gebiet akzeptabel sind. Und zweitens wird der Begriff *Macht* gebraucht, der viele einzelne, definierbare und definierte Mechanismen abdeckt, die in der Lage scheinen, Verhalten oder Diskurse zu induzieren.“ (WiK, 32)

So erklärt Foucault, dass eben nur das als Wissenselement gilt, was mit einem System spezifischer Regeln und Zwänge konform geht, wie zum Beispiel mit dem System eines bestimmten wissenschaftlichen Diskurses in einer bestimmten historischen Situation, in einer bestimmten Epoche. Genauso gäbe es keinen Machtmechanismus, der nicht in Verfahren wirkt, die in Wissenssystemen eingelassen sind. Gerade deshalb gibt es Foucault zufolge aber nicht *das* Wissen oder *die* Macht, sondern nur ganz spezifische, an den jeweiligen historischen Kontext gebundene Wissenselemente und Machtmechanismen, die es zu analysieren gilt. (Vgl. ebd.)

Einerseits wird also auch in der Darstellung der Konstellation zwischen Machtstrategien und Wissenselementen/-produktion die Ereignishaftigkeit der Macht verdeutlicht, deren Gestalt Foucault – wie schon häufiger betont – nicht über ein konkretes historisches Wirken hinaus zu definieren bereit ist,⁴² andererseits wird dadurch zudem sein Analyse-Raster konkretisiert:

„Es geht also nicht darum, zu beschreiben, was Wissen ist und was Macht ist und wie das eine das andere unterdrückt oder missbraucht, sondern es geht darum, einen Nexus von Macht-Wissen zu charakterisieren, mit dem sich die Akzeptabilität eines Systems (...) erfassen lässt.“ (ebd. 33)

Dieser Nexus von Macht-Wissen stellt jenes Dispositiv dar, das es offen zu legen gilt, um die Bedingungen der Akzeptanz einer „Führung der Führungen“ zu erschließen:

„Dispositive sind große Oberflächennetze, auf denen sich Vieles abspielt: (zum Beispiel) die Anreizung zum Diskurs oder die Formierung von Erkenntnissen. All diese Aspekte verketteten sich in einigen großen Wissens- und Machtstrategien miteinander.“ (Pieper 2008, 8)

⁴² entspricht dabei Petra Gehring folgend einem ebenso singulären methodischen Zugang – Machtanalytik sei nur bedingt lern- und lehrbar (Gehring 2004, 45ff, 2007, 22f).

Folglich ist jeder Machtmechanismus von einer bestimmten, von einer politischen Rationalität durchsetzt, welche die strategische Ausrichtung des Dispositivs vornimmt. Anders als es im Alltagssprachlichen Gebrauch gewöhnlich ist, bezeichnet die politische Rationalität in diesem Sinne

„(...) keine transzendente Vernunft und beinhaltet auch keine normative Wertung“ (Opitz 2004, 53).

Es gibt eben auch nicht DIE Rationalität, sondern bestimmbare Rationalitäten, die das Übereinstimmen gewisser Denkformen und Verfahrensweisen mit einer Gesamtheit von Bedingungen bedeuten, unter denen es zu einem gegebenen Zeitpunkt möglich ist, bestimmte Probleme zu behandeln (vgl. Lemke 1997, 146). Politische Rationalitäten können so als

„(...) ideas which go without saying, which make possible existing practices and our existing conceptions of ourselves (...)“ (Gordon 1991, 48)

verstanden werden.

So untersucht die Gouvernementalitätsanalyse eben auch das, was im Rahmen einer politischen Rationalität als wahr gilt, und versucht, die Macht/Wissen-Netzwerke darzustellen, die der historisch situierbaren Führung der Führungen zu Grunde liegen. Denn Menschen könnten sich nur in Bezug auf die jeweils wirkenden Macht/Wissen-Netzwerke verhalten, sich nur so führen, aufführen, wie sie sich selbst zu leiten angeleitet werden.

„Wie wurde das Subjekt zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen institutionellen Kontexten als mögliches, wünschenswertes oder sogar unerlässliches Objekt der Erkenntnis etabliert? Wie wurden die Selbsterfahrung und das Wissen über sich selbst in den verschiedenen Schemata geordnet? Wie wurde dieses Wissen definiert, bewertet, empfohlen und durchgesetzt?“ (SW, 258)

Die Gouvernementalitätsanalytik stellt „Wie-Fragen“ (Opitz 2004, 54): Wie funktioniert eine bestimmte Rationalität, die es überhaupt erst möglich macht, bestimmte Problematisierungen vorzunehmen, Bestimmtes zu thematisieren und anderes nicht? Wie werden die Menschen dabei angeleitet, sich selbst wahrzunehmen und sich zu benehmen? Welches Wissen müssen UserInnen haben, bzw. erlangen sie durch den Gebrauch von Facebook?

Auch ein Angebot wie Facebook basiert auf einem bestimmten Wissen, auf einer Wahrheit, die dessen spezifische Logik evident macht und sein Programm als selbstverständlich vermittelt.

3.1.3 Macht, Wissen und Subjekte – Führung der Selbstführung

„Es ging mir nicht darum, Machtphänomene zu analysieren oder die Grundlage für solch eine Analyse zu schaffen. Vielmehr habe ich mich um eine Geschichte der Subjektivierung des Menschen in unserer Kultur gekümmert. Und zu diesem Zweck habe ich Objektivierungsformen untersucht, die den Menschen zum Subjekt machen.“ (SuM, 243)

Wenn Foucault über Macht spricht, dann geschieht dies offenbar mit dem Ziel einer Freilegung der Geschichte okzidentaler Subjektivierung. Das Subjekt, und die Frage, wie Menschen am Korrelationspunkt von Macht und Wissen zu Subjekten gemacht werden, bezeichnet Foucault selbst als DAS Thema seiner Forschung (vgl. ebd. f.) – wobei noch zu zeigen sein wird, wie sich seine Perspektive auf dieses Thema im Laufe und mit den wechselnden inhaltlichen Schwerpunkten seiner Arbeiten verändert.

Foucault bestimmt in einem seiner letzten Interviews Subjektivierung als einen Prozess,

„durch den man die Konstitution eines Subjekts, genauer, einer Subjektivität erwirkt, die (...) eine der gegebenen Möglichkeiten zur Organisation eines Selbstbewusstseins ist“ (RM, 251).

Eine Subjektivität entwickeln, zum Subjekt werden, bedeutet also: Sich seiner selbst auf eine bestimmte Weise „bewusst“ werden, sich selbst und seine Welt auf eine spezielle Art wahrnehmen. Die Frage nach den jeweiligen Subjektivierungsformen lautet dann:

„Was kann ich heute sehen und was kann ich heute sagen?“ (Deleuze 1987, 168)

Was sicht- und sagbar ist, hängt nicht von irgendeiner vorsozialen biologischen Konstitution des Menschen ab, sondern von seiner jeweiligen spezifischen Situiertheit innerhalb eines gesellschaftlichen und historischen Kontexts: Was sicht- und was sagbar ist, hängt vom jeweiligen historisch spezifischen Macht/Wissen-Nexus ab. Der Vorgang der Subjektivierung wird folglich als ein Formungsprozess verstanden, der beschreibt, wie Subjekte innerhalb von Machtbeziehungen entstehen. Dabei machen Menschen sich und werden zu Subjekten gemacht durch „Mechanismen der Fremd- und Selbstführung“ (Bröckling 2007, 31).

Die Wahrheit über das eigene Selbst existiert schon außerhalb des jeweiligen Selbst. Das Verhältnis von Subjektivität und Wahrheit bildet den Ausgangspunkt von Foucaults genealogischen Untersuchungen, die die „Geschichte

bestimmter Praktiken, durch die das Individuum zum Subjekt wird“ (Becker 1985, 29) zum Gegenstand hat. Ihm geht es darum, zu erforschen, wie Menschen ihre eigenen Gedanken und Praktiken interpretieren, und wie diese ‚Wahrheit‘ innerhalb von Macht-Wissen-Komplexen konstruiert und konstituiert wird.⁴³

Dieser Vorgang beschreibt die Konstitution von Subjektivität und offenbart erneut die fundamentale Verflochtenheit von Machtbeziehungen, die im Selbstverständnis der Subjekte wirkt. Genauso wie es nicht *das* Wissen und *die* Macht gibt, gibt es auch keine Universalform Subjekt (vgl. ÄE, 905), sondern nur die historisch beschreibbare Vielzahl mannigfaltiger Subjektformen, die Individuen in Subjekte verwandelt (vgl. SuM, 86).

Die nun beschriebenen Aspekte der Subjektivität verweisen auf die Bedeutung des lateinischen Wortes *subjectus*, nämlich „unterworfen“ – unterworfen also unter bestimmte Macht- und Wissen-Netzwerke. Betrachtet man zusätzlich die drei Bedeutungsebenen von Subjekt (*sujet*) im Französischen, wird Foucaults Erweiterung seiner Vorstellung der Subjektivierung klar: 1) *personne en grammaire/réel*, d. h. als „Subjekt“ im Sinne eines Trägers von Eigenschaften, 2) *situation de soumission/dépendence*, als „Untertan“ bzw. „Unterworfener“, und 3) *thème*, als „(beherrschendes) Thema“ eines künstlerischen Werkes (Drivaud et al. 2006, 1277 f).

Vor allem in seinen späteren Arbeiten, zu denen auch die Vorlesungen zur Gouvernementalität zählen, zeigt Foucault, dass Subjekte nicht nur durch die Unterwerfung entstehen, sondern sich auch zum Teil durch eine Beziehung zu sich selbst konstituieren.

„Die Beziehung zu sich selbst, damit lebt man, das ist der ontologische Träger, der alle Daseinstechniken zu rechtfertigen, zu begründen und zu leiten hat, das ist das fundamentale Projekt der Existenz.“ (HS, 546)

Diese von ihm so genannten „Technologien des Selbst“ definieren sich darüber, dass sie es

„Individuen ermöglichen, mit eigenen Mitteln bestimmte Operationen mit ihren Körpern, mit ihren eigenen Seelen, mit ihrer eigenen Lebensführung

⁴³ Die ‚Geschichte der Sexualität‘ und Foucaults Weg in die Antike, bilden Beispiele einer solchen Geschichte der Subjektivität (SW, 75), in der das Verhältnis von Subjektivität und Wahrheit in den Fokus rückt: „Statt Höhlenforschung oder Innenarchitektur der Seele zu betreiben, fragt die Genealogie der Subjektivierung danach, welche Wissensdispositive und Verfahren Menschen veranlassen konnten, ihr Selbstverhältnis in dieser Weise topographisch zu bestimmen.“ (Bröckling 2003, 82)

zu vollziehen, und zwar so, dass sie sich selber transformieren, sich selber modifizieren und einen bestimmten Zustand von Vollkommenheit, Glück, Reinheit, übernatürlicher Kraft erlangen“ (TS, 35 f.).

Diese Aussage zeigt, dass das Subjekt gerade in seinen Analysen zur Gouvernementalität nicht einfach als „Effekt“ des Macht-Wissen-Nexus' gedacht wird. Anstatt nur ein passiver Adressat zu sein, ist es ein zur Führung und Selbstführung fähiges Subjekt.⁴⁴

Es wird jedoch dazu angeleitet, sich in bestimmter Weise selbst zu regieren. Die Technologien des Selbst leiten das Verfahren zur Selbstbeherrschung bzw. -erkenntnis an und stellen ein Verhältnis des Selbst zu sich selbst her. Der Subjektivierungsprozess zeichnet sich somit auch durch eine Form der Aufmerksamkeit sich selbst gegenüber, der Reflexion des eigenen Selbst und der Sorge um sich aus. Das Projektartige dieses eigenen Selbst beschreibt eine dynamische Bewegung, denn die Beziehung zu sich kann nur als Verhältnis, das immer wieder hergestellt werden muss, bestehen.

„Es ist der permanente Entwurf einer reflektierten Subjektivität.“ (Da Ponte 2008, 15)

Das Subjekt kann auf

„autonomere Weise, durch Praktiken der Befreiung, der Freiheit konstituiert (werden), wie in der Antike, selbstverständlich ausgehend von einer gewissen Anzahl von Regeln, Stilen, Konventionen, die man im kulturellen Milieu vorfindet“ (ÄE, 905),

d.h. ausgehend von spezifischen Wahrheitsspielen in denen das Verhältnis von Subjektivität und Wahrheit sich bildet.⁴⁵

Das wiederum beweist, wie sehr auch die Unterwerfung weiterhin den Prozess der Subjektivierung ausmacht. Die spezifischen Wahrheitsspiele hängen nämlich wiederum mit den jeweils wirkenden Machtmechanismen zusammen. Immer noch wird ein Mensch zum Subjekt in Konfrontation mit „der Macht“:

⁴⁴ Die lokalen Praktiken entsprechen deshalb nie 100 %ig den Programmen, die die Rationalität einer bestimmten Gouvernementalität vorgibt (vgl. Opitz 2004, 54), was auch in der Analyse der Anleitung der UserInnen von Facebook in Kapitel 5 zum Ausdruck kommt.

⁴⁵ Foucault schreibt vom „cartesianischen Moment“ (HS, 97) als Wendepunkt, der die Sorge um sich durch das Erkenne-dich-selbst verdrängt. Dieser Moment bezieht sich nicht auf Descartes, sondern beschreibt einen historischen Prozess, der aber mit Descartes einen seiner Höhepunkte hatte (Kant bildet einen weiteren). Das Subjekt kann den Zugang zu seiner Wahrheit nur über Erkenntnis gewinnen, nicht mehr über die Selbstsorge, da das Selbst verdächtig, zweifelhaft gemacht wird. Siehe hierzu auch den Aufsatz TS.

„Es ist eine Machtform, die aus Individuen Subjekte macht.“ (SuM, 246)

Macht gibt es aber nur, wenn es Subjekte gibt, und Subjekte gibt es nur, wenn es Macht gibt:

„Das Subjekt ist zugleich Wirkung und Voraussetzung, Schauplatz, Adressat und Urheber von Machtinterventionen.“ (Bröckling 2007, 21)

Die Ambivalenz des Prozesses der Subjektivierung, der sich in einem andauernden Kraftfeld vollzieht, könnte in diesem Sinne als eine Doppelbewegung von Unterwerfung und Selbstgestaltung verstanden werden. Subjektivität entsteht, wenn (konditional, konsekutiv und temporal gemeint) Menschen sich und andere regieren, wie sie zu regieren regiert werden:

„Ein Subjekt zu werden ist ein paradoxer Vorgang, bei dem aktive und passive Momente, Fremd- und Eigensteuerung unauflösbar ineinander verwoben sind.“ (Bröckling 2007, 19)

Und genau diesen Mechanismen, in denen sich Herrschaftstechniken und Selbsttechniken wechselseitig bewirken, wendet sich Foucault mit der Gouvernementalitätsanalyse zu. Er analysiert die Punkte, an denen die Techniken der Herrschaft über die Individuen sich der Prozesse bedienen, in denen das Individuum auf sich selbst einwirkt. (Vgl. Bröckling et al. 2000, 29)

Die wechselseitige Bezogenheit von Wissen und einem Subjekt, das eine Position zu sich selbst und zu anderen anhand dieses Wissens bestimmt, dessen Verhältnis zu sich und den anderen aber auch die Produktion eines bestimmten Wissens nach sich zieht, erscheint dabei zentral. Durch die Möglichkeit, die verschiedenen Machtverhältnisse, d. h. Wissensformen, also die Rationalitäten, nach denen regiert wird, gemeinsam zu analysieren (vgl. GG II, 261), kann der Gouvernementalitätsbegriff in erster Annäherung als Äquivalent der Logik von Subjektivierungsprozessen gelten.

„Gouvernementalitätsanalytik spürt der historischen Verzahnung von Formen der Regierung anderer mit Formen der Regierung des Selbst (Techniken des Selbst) nach.“ (Opitz 2004, 80)

Diese Form der Analytik wendet sich dabei keinen empirisch beobachtbaren Entitäten zu, sondern der Frage, wie Individuen als Personen adressiert werden, wie sie verändert bzw. entwickelt werden sollen und sich entwickeln sollen. Die „Anrufungen“ geben die Form an, in die hinein sich Subjekte entwickeln sollen. (Vgl. Althusser 1977)⁴⁶ Bröckling zufolge erfasst diese gesellschaftliche

⁴⁶ Althusser beschreibt eine Szene, in der ein Polizist auf der Straße einen Passanten (an)rufft, woraufhin sich der Passant umdreht und sich dadurch als den Angerufenen (an)erkennt (vgl.

Erzeugung der Subjekte durch sprachliche Mittel die paradoxe Aufforderung, zu werden, was man schon ist, und steht somit für das Zusammenspiel von Unterwerfung und Selbstkonstitution des Subjekts (vgl. Bröckling 2007, 27).⁴⁷

So soll auch im zweiten Teil der Arbeit untersucht werden, wie die UserInnen auf Facebook adressiert werden, welche Form ihnen vorgegeben wird, wie ihre Handlungen durch das Interface vorstrukturiert werden. Es geht darum, das „Subjektivierungsregime“ auf Facebook zu erforschen, die spezifischen Problematisierungen, welche Facebook vornimmt, und die spezifischen Rationalitäten, auf deren Basis es die UserInnen zu einem bestimmten Verhalten auffordert, zu analysieren. Welche Technologien des Selbst, welche „Übungen“ (Saar 2007, 334)⁴⁸ im Sinne von Subjektivierungspraktiken stellt das Interface bereit?

Um der Situierung der UserInnen gewahr zu werden, sollen diese Ergebnisse gleichzeitig in den Kontext dessen gestellt werden, was Foucault und die AnhängerInnen seiner Gouvernementalitätsanalytik basierend auf dessen Analyse der Entstehung des modernen Staates, über die gouvernementalen Modi des Regierens aussagen: Über die Mechanismen der Biomacht, die neoliberale Rationalität und die Anrufung des unternehmerischen Selbst. Diese drei Aspekte der Gouvernementalität in der gegenwärtigen postfordistischen Gesellschaft werden deshalb zunächst in den folgenden Kapiteln erläutert.

3.2 Gegenwärtige Gouvernementalität

Foucault bezeichnet die Machtbeziehungen in der gegenwärtigen Gesellschaft als zunehmend „gouvernementalisiert“ (vgl. SuM, 290). Damit thematisiert er aber nicht nur, dass so genannte private Bereiche durch staatliche und wirtschaftliche Maßnahmen erfasst und somit etwa familiäre Angelegenheiten zunehmend gesetzlich geregelt werden. Foucault interessiert sich auch für die viel subtileren Formen der Machtbeziehungen. Es geht ihm um eine Zunahme an

ebd. 1977, 108-153). „Im Austausch, in dem diese Anerkennung angeboten und angenommen wird, findet eine Anrufung statt – eine diskursive Produktion des gesellschaftlichen Subjekts.“ (Butler 2001, 10) Foucault greift Althusser's Modell mit seiner Vorstellung der ‚diskursiven Erzeugung des Subjekts‘ auf.

⁴⁷ Butler meint dagegen, Althusser's Begriff der Anrufung stehe für ein Modell der souveränen interpellativen Rede, in dem das Element der Unterwerfung, des assujetissements dominant sei (vgl. Butler 2001, 11) Foucault's Vorstellung der Subjektivierung stellt in diesem Sinne eine Erweiterung des Althusser'schen Modells dar.

⁴⁸ „Da das Selbstverhältnis (...) aktive Arbeit des Selbst an sich, ständige Übungen und Selbstpraktiken einschließt, ‚gibt‘ es das Subjekt nur im Vollzug, nur im Prozess.“ (Saar 2007, 334)

Lenkung bzw. Steuerung durch ein spezifisches Wahrheitsspiel. Die zunehmende Gouvernentalisierung bedeutet, dass die

„Mikropolitiken des Alltags, (...) und die Wege (...), auf denen Individuen, öffentliche und private Institutionen ihre gemeinsamen Angelegenheiten regeln“ (Bröckling 2007, 11)

vermehrt in der Form ökonomischer Realitätsbereiche rationalisiert werden – was vor dem Hintergrund der von Foucault analysierten Entwicklung der Bio-macht und der neoliberalen Rationalität deutlich werden wird.

„Unter Gouvernentalität verstehe ich die Gesamtheit, gebildet aus den Institutionen, den Verfahren, Analysen und Reflexionen, den Berechnungen und Taktiken, die es gestatten, diese recht spezifische und doch komplexe Form der Macht auszuüben, die als Hauptzielscheibe die Bevölkerung, als Hauptwissensform die politische Ökonomie und als wesentliches technisches Instrument die Sicherheitsdispositive hat.“ (GG I, 162)

Dieses Zitat weist bereits darauf hin, dass der Begriff der Gouvernentalität im Sinne eines neuen Machttypus von der Disziplinarmacht ausgeht und schließlich den der Bio-Macht umfasst. Diese These soll im folgenden Kapitel anhand der Erläuterungen der beiden sich komplementär ergänzenden Ausprägungen der modernen Macht erklärt und dabei darauf hingewiesen werden, dass die Formen und das Auftauchen der Macht zwar kontingent, aber historisch verortet sind.

3.2.1 Von der Disziplinar- zur Kontrollgesellschaft

Die „großen Formen und die großen Ökonomien der Macht im Abendland“ (GG I, 164) lassen sich laut Foucault grob dargestellt in drei verschiedene zeitlich aufeinander folgende Modelle des Staates unterteilen, wobei der erste, der „Gerechtigkeitsstaat“ in seiner Auseinandersetzung mit Macht jedoch kaum Beachtung findet. Die beiden „letzten“ unterschiedlichen Macht-Mechanismen bzw. ihre Ausprägungen beschreibt er in verschiedenen seiner Vorlesungen und Texte: Dem „Verwaltungsstaat“ ordnet er die Entwicklung der Disziplinarmacht zu, dem „Regierungsstaat“ die Entfaltung der Biomacht (vgl. ebd.).⁴⁹

⁴⁹ Die Art, in der Foucault mit zeitlichen Abgrenzungen unterschiedlicher Machttypen umzugehen pflegt, bringt Steiner auf den Punkt: „Foucault paid little heed to the constraints of chronological rigour; there are numerous overlaps between periods, and the periodisation varies.“ (Steiner 2008, FN 7)

Die Entstehung des Verwaltungsstaats, also der Disziplinarmacht verortet er im 15. und 16. Jahrhundert in einer durch Grenzen und nicht mehr feudal bestimmten Territorialität. Mit dem Begriff der Disziplinarmacht bezeichnet Foucault eine Macht, die sich über verschiedene Disziplinarinstitutionen und die Verinnerlichung bei den Einzelnen entfaltet. Er tut dies entlang der Analyse eines Bündels von Techniken, die er die Disziplinen nennt – z.B. Drill und Gehorsam, Regime über Zeit und Raum, Prüfung und Normierung und nicht zuletzt das Geständnis und die Beichte. Diese untersucht er in den Institutionen wie Gefängnis, Militär und Schule und später im Kontext der Ausübung des Pastorats.⁵⁰ Jene Techniken sind es, die Subjekte zu aller erst hervorbringen: In diesen ersten machtanalytischen Arbeiten möchte Foucault die humanistische Reflexion der Macht von dem lösen, was verspricht, das Subjekt von der Macht zu befreien – nämlich von der Vorstellung eines der Macht vorgängigen, natürlichen und selbstidentischen Subjekts, welches von der Macht unterdrückt und von sich selbst entfremdet sei. (Vgl. ÜS, 41 f.)

Disziplinierung fasst er dabei eben nicht als Einwirkung der Obrigkeit auf die Masse der Untertanen auf, also nicht als einseitige Repression von oben nach unten, sondern als Wirkung einer anonymen „Machttechnologie“, die zuerst in bestimmten Institutionen der Gesellschaft ansetzt (Psychiatrie, Klinik, Gefängnis, Kaserne, Schule) und schließlich im Laufe des 18./19. Jahrhunderts die gesamte Gesellschaft durchdringt. In der Disziplinargesellschaft wird die Vielfalt der Menschen regiert, indem sie in individuelle, zu überwachende und zu dressierende Körper unterteilt und sichtbar gemacht werden.

Foucault benutzt für diese allgegenwärtige normierende Disziplinarmacht eine architektonische Metapher: das Panopticon. Das Panopticon ist ein 1791 von Jeremy Bentham vorgestelltes Modell eines Gefängnisses. Dabei handelt es sich um ein ringförmiges Gebäude, in dessen Mitte ein Turm steht, der mit breiten Fenstern zur Innenseite des Ringgebäudes, also in Richtung der Gefangenen ausgestattet ist. Durch eine spezielle Anordnung der Fenster und der Wände sowohl in dem Ringgebäude als auch im Wachturm werden die Zellen der Gefangenen so von Licht durchflutet, dass ihre Silhouetten für die Wärter vom Turm aus permanent sichtbar sind. Die Turmfenster hingegen sind mit Jalousien vor den Blicken der Zelleninsassen geschützt, so dass sich diese nie im Klaren

⁵⁰ Dabei zeigt er, wie die Anhäufung von Wissen bzw. Wahrheit über die Individuen durch die Entwicklung von Analyse- und Reflexionsmethoden, wie der Beichte oder der Selbstprüfung, sichergestellt wurde. Durch diese Methoden sollte die innere Wahrheit des Individuums ans Licht gebracht werden, um sie als Subjekte zu formieren (vgl. Lemke et al, 2000, 11). Die Übertragung des pastoralen Machtmodells auf den pädagogischen Kontext konstruiert die Disziplin als Geständniswissenschaft (vgl. WW, 68).

darüber sein können, ob sie gerade überwacht werden oder nicht. (Vgl., ebd., 256ff.)

Das Panopticon operiert somit über einen einfachen Mechanismus: Er besteht in der Inversion der Sichtbarkeiten. Hatte die souveräne Macht ihre Stärke in prunkvollen und grausamen Spektakeln demonstriert, so zerrt die Disziplinarmacht gerade die unscheinbaren Menschen in die permanente Sichtbarkeit, während sie selber unscheinbar wird. Denn der Wachturm ist zwar sichtbar, aber nicht einsehbar. Die Kontrollfunktion des Wachturms ist unabhängig davon, von wem und sogar ob er überhaupt besetzt ist. Durch dieses architektonische Prinzip werden gewaltsame Disziplinierungsmaßnahmen wie körperliche Züchtigung unnötig, da die Zelleninsassen, bei denen es sich um Sträflinge, aber auch um Schüler, Arbeiter oder Kranke handeln kann, das ständige beunruhigende Gefühl der Überwachung internalisieren, somit zu ihren eigenen Überwachern werden und sich daher von sich aus konform oder produktiv verhalten:

„Derjenige, welcher der Sichtbarkeit unterworfen ist und dies weiß, übernimmt die Zwangsmittel und spielt sie gegen sich aus.“ (ebd., 260)

Die Macht wird automatisiert und entindividualisiert, so dass sie nicht mehr länger an ein Souverän gekoppelt ist, sondern durch bestimmte Mechanismen hergestellt wird. Foucault spricht von einer „politischen Anatomie“:

„Sie definiert, wie man die Körper der anderen in seine Gewalt bringen kann, nicht nur, um sie machen zu lassen, was man verlangt, sondern um sie so arbeiten zu lassen, wie man will: mit den Techniken, mit der Schnelligkeit, mit der Wirksamkeit, die man bestimmt. Die Disziplin fabriziert auf diese Weise unterworfenen und geübten Körper, fügsame und gelehrige Körper.“ (ebd., 176 f.)

Die Entwicklung der Disziplinen deutet Foucault als Reaktion auf massive gesellschaftliche Umwälzungsprozesse: das immense Bevölkerungswachstum im 18. Jahrhundert und den damit einhergehenden Anstieg der nichtsesshaften Bevölkerung, also die schnelle Vergrößerung der zu kontrollierenden Gruppen; die Vervielfachung der Schüler und Krankenhausinsassen; das Anwachsen des Produktionsapparates und der somit entstehenden Kostenexplosion (vgl., ebd., 280). Während die Wirksamkeit der Disziplin im 17. und 18. Jahrhundert nur auf geschlossene Institutionen wie beispielsweise Manufakturen oder Schulen beschränkt ist,

„(...) tendieren ihre Mechanismen (nun) dazu, sich über die Institutionen hinaus auszuweiten“ (ebd., 271).

Die Disziplinartechniken schaffen es mit geringen finanziellen Mitteln diesen historischen Entwicklungen gerecht zu werden und eine Steigerung der Produktivität der Individuen zu erzielen:

„Damit diese Gesellschaft funktioniert und ihre Regeln und Mechanismen des Ein- und Ausschlusses befolgt werden, bedarf es Institutionen der Disziplinierung, wie etwa Gefängnis, Fabrik, Heim, Klinik, Universität, Schule und so weiter.“ (Hardt/Negri 2002, 38)

Die Disziplinalgesellschaft formiert sich so aus den geschlossenen Institutionen, die sich verallgemeinern, bis die Disziplinen letztendlich ihren Hauptort innerhalb der Familien finden und so vollständig in die Individuen übergehen (vgl. ÜS, 277).

Die Individuen selbst verinnerlichen das andauernde Prinzip der Überwachung, der Selbst-Überwachung. Wobei es missverständlich sein könnte, von Verinnerlichung zu sprechen, da Foucault schließlich davon ausgeht, dass es kein Innen des Menschen vor der Begegnung mit der Machttechnologie gibt:

„Der Mensch (...) ist bereits in sich das Resultat einer Unterwerfung, die viel tiefer ist als er. Eine ‚Seele‘ wohnt in ihm und schafft ihm eine Existenz, die selber ein Stück der Herrschaft ist, welche die Macht über den Körper ausübt.“ (ebd., 42)

So ist die Überwachungsfunktion des Turms des Panopticons, der schließlich leer sein kann, dezentralisiert, lokal und eine im Einzelnen wirkende politische Technologie. Insofern jeder den Mechanismus in Gang setzen und kontrollieren kann, gleicht er einem demokratischen Prinzip.

„Sofern er im Inneren der Individuen lebt und diese beseelt, kann er sich von den Institutionen lösen und sich im gesamten Gesellschaftskörper ausbreiten.“ (Münste-Goussar 2007, 11)

Wie es im vorigen Kapitel beschrieben wurde, wandelt sich Foucaults Perspektive auf die Machtverhältnisse im Laufe seiner Arbeiten entsprechend dem Wandel der jeweiligen Machtmechanismen, die er analysiert. So rücken mit der Analyse der Gouvernamentalität stärker die Praktiken der Menschen in sein Blickfeld und die Techniken, mittels derer die Subjekte aktiv auf sich einwirken. In der Analytik der Disziplinarmacht, die ihr Paradigma im Panopticon gefunden hat, stellt Foucault die Individuen nur als Effekte der Macht, als Effekte des leeren Turms dar, die durch die Unterwerfung zwar produktiv werden, aber doch zunächst in der Konfrontation mit den disziplinierenden Mechanismen passiv sind. Dieses Prinzip ordnet er wie zu Beginn dieses Kapitels erwähnt wurde dem „Verwaltungsstaat“ zu (GG I, 164).

Die anschließende Ausbildung des „Regierungsstaats“ (ebd.), der sich immer mehr auf die Bevölkerung, anstatt allein auf das Territorium stützt, verortet Foucault im 19. Jahrhundert, als bestimmte Phänomene,

„die eine Gesamtheit von als Population konstituierten Lebewesen charakterisieren: Gesundheit, Hygiene, Geburtenziffer, Lebensdauer, Rassen...“ (GG II, 435),

zunehmend politisch reglementiert wurden. Unter „Biopolitik“ versteht er die Weise, unter der man anfang, diese Probleme zu rationalisieren bzw. durch gouvernementale Führung, als Führung der Selbstführung zu organisieren.

Diese Entwicklung erläutert Foucault in den ersten drei Sitzungen des ersten Teils der Geschichte der Gouvernementalität, indem er beispielsweise auf die politischen Strategien zur Bekämpfung von Pockenepidemien oder den Kornmangel im 18. Jahrhundert⁵¹ verweist. Anhand der Darstellung des damaligen Umgangs mit dem Problem der Nahrungsknappheit in Europa, das vor allem von der Frage nach dessen Kommerzialisierung und Verteilung bestimmt war (vgl. GG I, 490), verdeutlicht er die Logik der Biomacht, die neue totalisierende Interventionsstrategien und Wissensformen hervorbringt. Mit dem sich für Foucault damals zunehmend durchsetzenden Liberalismus, auf dessen Bedeutung in der Genealogie des modernen Staates im nächsten Kapitel noch genauer eingegangen werden soll, beginnt für ihn die spezifisch moderne Episode der Gouvernementalität, deren Wissensformen und Verhaltenstechnologien bis in zeitgenössische Gesellschaften hinein Bestand haben würden (vgl. GG I, 164).

Für Foucault sind drei Aspekte zentral, um diesen neuen Machttyp von dem der Souveränitätsmacht und der Disziplinarmacht abzugrenzen: Er habe

„(...) als Hauptzielscheibe die Bevölkerung, als Hauptwissensform die politische Ökonomie und als wesentliches technisches Instrument die Sicherheitsdispositive (...)“ (ebd., 162).

Die Entwicklung dieses neuen Machtmechanismus' basiere nämlich vor allem auf der „Entdeckung“⁵², dass die Bevölkerung eigenen intrinsischen Gesetzen folge, die für eine Selbstheilung wie die Beseitigung des Kornmangels sorgen würden, wenn sie nicht von außen gestört würden.

⁵¹ Foucault springt in der Zuordnung der verschiedenen Machttypen/Regierungsformen zu bestimmten Zeiträumen hin und her, worin sich zeigt, dass es ihm weniger um eine lineare Chronologie geht, als viel mehr auch darum, zu zeigen, wie die verschiedenen Machtmechanismen ineinander greifen – was am Ende dieses Kapitels noch einmal erläutert wird.

⁵² Das, was zu dieser Zeit als Entdeckung deklariert wurde.

„Die Gesellschaft als eine besondere Natürlichkeit⁵³, die für die gemeinschaftliche Existenz der Menschen spezifisch ist, das ist es, was die Ökonomen im Grunde als einen Bereich, als Feld von Gegenständen, als möglichen Analysebereich, als Bereich des Wissens und der Intervention sichtbar machen.“ (ebd., 501)

Die „Ökonomen“ sind es Foucault zufolge, die diese „Natürlichkeit“ der Bevölkerung definieren: Eine „Natürlichkeit“, die mit der von Gott gewollten Ordnung, die bis ins 17. Jahrhundert als natürlich galt, bricht, um jene Mechanismen als natürlich zu definieren, die bewirken,

„(...) dass, wenn die Preise steigen, wenn man sie steigen lässt, sie von alleine anhalten werden“ (ebd.).

Als „natürlich“ würden diese Mechanismen Foucault zufolge nun für eine Gesellschaft von Menschen definiert,

„(...) wenn sie zusammenwohnen, wenn sie zusammen sind, wenn sie Dinge tauschen, wenn sie arbeiten, wenn sie etwas herstellen“ (ebd., 501).

Die Menschen müssten hierfür nicht mehr – wie es in der Disziplinargesellschaft der Fall war – diszipliniert werden, sondern ihre gemeinsamen Aktivitäten und deren „natürliche“ Mechanismen erfasst werden im Rahmen einer „Statistik der Bevölkerung“ (ebd., 152).

Jene demographische Erfassung würde sich auf eine Rationalität berufen, die sich zunächst jeden Werturteils über individuelles Verhalten enthalte (vgl. ebd., 76), jedoch eine bestimmte Perspektive zu DER Wissenschaft erkläre: die politische Ökonomie. Diese definiere Folgendes zur Erkenntnis:

„die Erkenntnis der Prozesse, die die Variationen der Reichtümer mit den Variationen der Bevölkerung auf drei Achsen verbindet: Produktion, Verkehr, Konsum“ (ebd., 503).⁵⁴

Menschliches Leben gelte es somit zu erfassen und dies unter den Kriterien der dadurch gleichermaßen entstehenden politischen Ökonomie.

Der biopolitische Charakter des neuen Machttypus kommt Foucault zufolge insofern genau darin zur Geltung, als dass er die Verwaltung des sozialen Lebens

⁵³ Als „natürlich“ bezeichnet Foucault das, was in einer bestimmten historischen Situation als quasi von Natur aus gegeben wahrgenommen wird (siehe Macht-Wissen) eben im bereits verwendete Sinn

⁵⁴ Ab dem zweiten Satz stammt dieses Zitat nur aus dem Manuskript. Foucault führt es in der Vorlesung gar nicht so weit aus.

und jedes individuellen Lebens beinhalte. Mit dem Begriff Biomacht bezeichnet Foucault einen Zustand, in dem die Produktion und Reproduktion des Lebens vollkommen ins Visier geraten sind. Schon die Disziplinarmacht wirkt auch auf die Körper, um sie nützlich und produktiv zu machen, z.B. in Schulen oder Fabriken, (vgl. ÜS 267), die Biomacht weitet dieses Prinzip auf das gesamte Leben aus:

„Das Leben gilt es nun, in einem Bereich von Wert und Nutzen zu organisieren (...).“ (Opitz 2004, 36)

„Man wird verwaltet und nicht mehr reglementieren müssen. Diese Verwaltung wird als wesentliches Ziel nicht so sehr die Verhinderung von Dingen haben, sondern es so einzurichten, dass die notwendigen und natürlichen⁵⁵ Regulationen greifen können, oder auch Regulierungen festzulegen, die die natürliche Regulation gestatten werden.“ (GG I, 506)

Diese Regulierungsdispositive sind allerdings auch in der Regierungsgesellschaft, also im modernen Staat von disziplinartechnologischer Art, insofern als dass die Führung der Bevölkerung eine Führung in der Tiefe, in der Feinheit und im Detail darstellt:

„Daher darf man die Dinge mitnichten als Ersetzung einer Gesellschaft der Souveränität durch eine Gesellschaft der Disziplin und anschließend einer Gesellschaft der Disziplin durch eine, sagen wir, Regierungsgesellschaft verstehen.“ (ebd., 820)

Foucaults Ziel ist schließlich nicht die Herstellung einer geschichtlich-übergreifenden Regierungstheorie, d. h. einer linearen Abfolge von analysierten Machtökonomien nach einer sich andeutenden Folge: Souveränitätsmacht – Disziplinarmacht – Biomacht (vgl. Saar 2007, 28). Statt Ablösungen gibt es unter den von ihm analysierten Unterschieden historischer Machtmechanismen eher Mischungsverhältnisse. Auch wenn für Foucault feststeht, dass jeweils ein Machttypus in den unterschiedlichen Episoden seiner Analysen vorherrscht (ebd., 24), lässt er nicht daran zweifeln, dass die gouvernementale Führung sowohl auf der Disziplinarmacht wie auch auf der Bio-Macht basiert: Die Souveränität ist nicht verschwunden, sondern sie ist in die Individuen übergegangen, so dass diese sich das Handeln des Souveräns angeeignet haben. Dass die gouvernementale Führung dezentralisiert ist, bedeutet aber gleichzeitig nicht, dass sie nicht mehr auf der Ebene der Politik stattfinden würde. Der Staat ist dabei nach Foucault nur

⁵⁵ Natürlich (s.o.): Was eben durch das jeweilige Dispositiv festgelegt als natürlich gilt.

„(...) nicht einfach der Verwaltungsapparat, er stellt vielmehr ein geographisch, historisch und politisch konfiguriertes und sich transformierendes Ensemble von Institutionen, Praktiken und Diskursen dar.“ (Pieper/Rodriguez 2005, 10)

Über ein komplexes Netz von Macht und Wissen ereignet sich die gouvernementale Führung auf verschiedensten Ebenen, so dass die Individuen sich gegenseitig und selbst regieren.

„Die Gouvernamentalität verweist so auf die Totalität des Regierens, das den Geist und die Seele der Subjekte durchkreuzt und formt.“ (ebd., 11)

Während die Disziplinierung in der Disziplinargesellschaft gewissermaßen territorial beschränkt blieb und Individuen zwar in Institutionen einsperrte, deren Leben aber nicht vollständig der Logik produktiver Tätigkeit und produktiver Vergesellschaftung unterwarf, drückt sich Macht nun

„als Kontrolle aus, die Bewusstsein und Körper der Bevölkerung und zur gleichen Zeit die Gesamtheit sozialer Beziehungen durchdringt.“ (Hardt/Negri 2002, 39)

Deshalb wird auch häufig vom Übergang von der Disziplinar- zur Kontrollgesellschaft gesprochen,⁵⁶ in der an die Stelle der Disziplinarmechanismen omnipräsente „Kontrollformen mit freiheitlichem Aussehen“ (Deleuze 1993, 255) getreten sind:

„Wir befinden uns in einer allgemeinen Krise aller Einschließungsmilieus, Gefängnis, Krankenhaus, Fabrik, Schule, Familie. (...) Die Kontrollgesellschaften sind dabei die Disziplinargesellschaften abzulösen.“ (ebd.)

Die Totalität der Kontrolle, der gouvernementalen Führung bedeutet, dass jeder Bereich und jede Tätigkeit in die Zuständigkeit von Regierung fällt. Doch, wie bereits im vorigen Kapitel bemerkt wurde, richtet Foucault seinen Blick gar nicht so sehr auf die Ausweitung der Bereiche des Regierens als solche, sondern auf deren spezifische Rationalitäten, und dabei zieht er als eine Besonderheit der gouvernementalen Führung die Ausweitung eines Prinzips auf alle Bereiche. Ihn interessieren die spezifischen Weisen der Problematisierung bzw. die Inter-

⁵⁶ Auch wenn Foucault – wie beschrieben – die Entstehung der Disziplinar- und der Biomacht im Rahmen der Entwicklung vom „Verwaltungsstaat“ zum „Regierungsstaat“ verortet, formuliert er dabei jedoch nicht explizit den Übergang von der Disziplinar- zur „Kontrollgesellschaft“. Diesen Begriff führte erst Gilles Deleuze (1992a) in seiner Auseinandersetzung mit Foucault ein.

ventionsfelder, die sie beschreiben, und das Wissen, das sie artikulieren und als Realität voraussetzen. (Vgl. Bröckling et al. 2000, 12) Welche „Wahrheit“ wird denn vorausgesetzt, wenn die Menschen sich selbst und einander gegenseitig regieren sollen? Welche Rationalität liegt einer Regierung zugrunde, die dazu anleitet, sich andauernd selbst zu regieren ? Und auf welche Weise sollen sie dies jener bestimmten Rationalität folgend tun ?

3.2.2 Neoliberale Rationalität

Damit die Menschen sich selbst und einander gegenseitig regieren, also in einem Feld der Möglichkeiten führen und dabei das eigene Verhalten und das der anderen lenken können, müssen sie „frei“ sein:

„Wenn man Machtausübung als eine Weise der Einwirkung auf die Handlungen anderer definiert, wenn man sie durch das ‚Regiment‘ - im weitesten Sinn dieses Wortes - der Menschen untereinander kennzeichnet, nimmt man ein wichtiges Element mit hinein: das der Freiheit.“ (SuM, 286 f.)

Das freie Subjekt ist die Existenzbedingung der Regierungskunst des Liberalismus. Deshalb fragt Foucault am 31. Januar 1979 zur „Entstehung der Biopolitik“⁵⁷:

„Wie stellt sich die liberale oder, wie man auch sagt, neoliberale Programmgestaltung in unserer Epoche dar?“

Doch ihn interessieren dabei weder die Umsetzung der Programme, noch die intellektuellen Geflechte und wissenschaftlichen wie politischen Karrieren ihrer Vorkämpfer, sondern die in den Programmen ausbuchstabierte Prinzipien und Begründungen des (neo)liberalen Regierens. (Vgl. Bröckling 2007, 77)

Deshalb soll nun auch keine Beschreibung der Entwicklung von liberaler zu neoliberaler Gouvernementalität folgen – was im Rahmen dieser Arbeit ohnehin nicht zu leisten wäre, doch sollen Foucaults Darstellung der Gemeinsamkeit und der entscheidenden Unterschiede der beiden Orientierungen knapp skizziert werden.

⁵⁷ Während Foucault die Abgrenzung zu früheren Regierungstechniken im ersten Band von ‚Gouvernementalität der Gegenwart‘ vornimmt, dessen Titel ‚Sicherheit, Territorium, Bevölkerung‘ noch eine den Staat betreffende Regierungskunst evoziert, widmet er sich im zweiten Band ‚Die Geburt der Biopolitik‘ nicht etwa den durch selbigen Titel evozierten Geburtswehen, sondern der inneren Entwicklung liberaler Biopolitik bis in die 60er Jahre des 20. Jh.s hinein. (Vgl. Reichhold 2009, 31)

„Das Prinzip der Regierung erfordert die ‚Freiheit‘ der Regierten, und der rationale Gebrauch dieser Freiheit ist die Bedingung einer ‚ökonomischen‘ Regierung. (...) Der Liberalismus (...) beschränkt sich nicht darauf, diese oder jene Freiheit zu respektieren, sondern er ‚konsumiert‘ Freiheit. Freiheit ist (...) das Medium und Instrument des Regierungshandelns, so dass ihre Missachtung nicht nur eine illegitime Verletzung des Rechts ist, sondern eine fundamentale Unwissenheit darüber signalisiert, wie regiert werden muss“. (Lemke 1997, 173 u. 185)

Foucault zeigt schnell, dass weder der Liberalismus in seinen klassischen Ausprägungen im 18. und 19. Jahrhundert, noch der Neoliberalismus des 20. Jahrhunderts über ein einheitliches Ideengerüst verfügen, sondern sich eher über einen gemeinsamen Grundverdacht definieren. Der lautet: Es wird zuviel regiert. Die Frage,

„(...) wie man es anstellt, nicht zu viel zu regieren“ (GG II, 29)

bestimmt die liberale Regierungskunst. Und doch muss dabei so regiert werden, dass freie, sich frei fühlende Subjekte und von der Freiheit Gebrauch machende Subjekte erzeugt werden:

„Die liberale Regierungsrationalität ist somit vor das Paradox gestellt, dass sie permanent riskiert, die Freiheit, die sie selbst herstellt und die umgekehrt ihren Erhalt und ihre Legitimität verbürgt, in demselben Prozess der geregelten Produktion von Freiheit zu gefährden. Der liberalen Freiheit der Subjekte korrespondiert somit ein zwingendes, permanentes und notwendiges Koordinations- und Regulationskalkül das gewährleistet, dass die Individuen von dieser fragilen Freiheit einen klar begrenzten Gebrauch machen, nämlich denjenigen, der die Verhältnisse, die die liberale Freiheit sichern, garantiert.“ (Münste-Goussar 2007, 13)

Dieses Problem des Liberalismus, „die ‚Produktionskosten‘ der Freiheit zu bestimmen“ (Bröckling/Krasmann/Lemke 2000, 14), ist Ausdruck des Agonismus von Machtbeziehungen und Freiheit, der durch „permanentes Provozieren“ geprägt ist (SuM, 260). Dabei nehmen einerseits die Möglichkeitsräume für das individuelle Handeln, zugleich aber auch die Zurichtungsanstrengungen, die für den rechten Gebrauch der Freiheit sorgen sollen, zu (vgl. Bröckling 2007, 79). So definiert Foucault den Liberalismus schließlich

„(...) nicht als Theorie noch als Ideologie, und erst recht nicht als eine Weise zu begreifen, in der die ‚Gesellschaft‘ ‚sich repräsentiert...‘; sondern als eine Praxis, das heißt als eine auf Ziele hin orientierte und sich durch kon-

tinuierliche Reflexion regulierende ‚Weise des Tuns‘. Der Liberalismus ist also als Prinzip und Methode der Rationalisierung der Regierungsausübung zu analysieren – einer Rationalisierung, die, und hierin liegt ihre Besonderheit, der internen Regel maximaler Ökonomisierung gehorcht.“ (GG II, 436)

Die Richtlinie, anhand derer sich die liberale Regierungskunst selbst beschränkt, liefert also die „politische Ökonomie“ (vgl. ebd., 30) – was im vorigen Kapitel bereits ausführlicher dargestellt wurde.

Foucault beschreibt den (Neo)liberalismus dabei zunächst als ein Programm, das sich auf verschiedene Art und Weise, aber immer als Gegenreaktion auf interventionistische Politik entwickelt. Einerseits fordert dieses Programm also die absolute Freiheit des Marktes und gleicht dem klassischen Liberalismus. Andererseits ist dieses Programm jedoch insofern von Theorien wie der eines Adam Smith zu unterscheiden, als dass es das Prinzip des „Laissez faire“ und die ihm inhärente Annahme, Markt und Wettbewerb seien gewissermaßen naturgegeben, als „naiv“ ablehnt. (Vgl. ebd., 172 f.)

Diese neoliberale Haltung verlangt demgegenüber nach einer aktiven Gewährleistung von Markt und Wettbewerb und rechtfertigt gerade eine bestimmte Art der Intervention:

„(...) ein Eingreifen, das ein Nicht-Eingreifen ermöglicht“ (Opitz 2004, 57).

Das analysiert Foucault vor dem Hintergrund von zwei Ausprägungen (neo-)liberalen Regierens, von denen er die eine im so genannten Ordoliberalismus in Deutschland in der Zeitspanne von der Weimarer Republik bis hin zum Wiederaufbau nach dem Krieg und die andere in der amerikanischen Politik des New Deal Amerika nach dem Krieg verortet (vgl. GG II, 116 f.). So entziffert er sowohl in der Auseinandersetzung mit den Schriften der deutschen Ordoliberalen und vor allem mit denen der Chicagoer ökonomischen Schule⁵⁸ eine Ratio des Regierens, die den Markt als „eine Art von ständigem ökonomischen Tribunal“ (ebd., 342) einsetzt, vor dem sich alles Handeln zu verantworten hat.

Deshalb fordert der Neoliberalismus nicht mehr die vollständige Freiheit des Marktes von administrativer Einflussnahme, sondern strebt nach einer Gesellschaftsordnung, die das Prinzip absoluten Wettbewerbs möglichst großflächig und dicht garantiert.

⁵⁸ Die Chicagoer Schule bezeichnet Foucault als einzige konsequent als neoliberal und nicht mehr als liberal.

„Es wird kein Spiel des Marktes geben, das man unbeeinflusst lassen soll, und dann einen Bereich, in dem der Staat zu intervenieren beginnen wird, weil eben der Markt oder der reine Wettbewerb, der das Wesen des Marktes ist, nur dann in Erscheinung treten kann, wenn er hergestellt wird, und zwar von einer aktiven Gouvernamentalität.“ (GG II, 174)

Wenn eine Gesellschaft entsprechend dem Markt geregelt werden soll, muss sie eine Gesellschaft werden, die auf den Mechanismen andauernder Konkurrenz basiert und sich der Dynamik des Wettbewerbs folgend zu einer „Unternehmensgesellschaft“ entwickelt (ebd., 208). Dementsprechend taucht in der neoliberalen Gouvernamentalität der so genannte *homo oeconomicus* nicht als Mensch des Tauschs oder des Konsums, sondern als der des Unternehmens und der Produktion wieder auf (vgl. ebd., 208).

Die Verallgemeinerung der Form des Unternehmens hat die Funktion, das ökonomische Modell zu vervielfachen, also daraus ein Modell für die sozialen Beziehungen, für die Existenz selbst und für die Beziehung des Individuums zu sich selbst zu entwerfen (vgl. ebd., 331 ff.). Während die deutschen Ordoliberalen wie Rüstow in den 50er Jahren diesen Mechanismus zwar ebenfalls anstrebten, ihn aber gleichzeitig mit dem Konzept der „Vitalpolitik“ (ebd., 335) auszugleichen versuchten, befürwortete vor allem der amerikanische Neoliberalismus die grenzenlose Verallgemeinerung der Form des Marktes. So wird die Analyse in Begriffen von Angebot und Nachfrage zu einem Schema der Beurteilung aller nicht-wirtschaftlichen Bereiche: Der Neoliberalismus

„ersetzt ein begrenzendes und äußerliches durch ein regulatorisches und inneres Prinzip: Es ist die Form des Marktes, die als Organisationsprinzip des Staates und der Gesellschaft dient“ (Bröckling/Krasmann/Lemke 2000, 14).

Das rationale Prinzip für die Regulierung des Regierungshandels findet der Neoliberalismus

„in einer künstlich arrangierten Freiheit: dem unternehmerischen Verhalten der ökonomisch-rationalen Individuen“ (ebd., 15).

Der Mensch wird definiert als *Humankapital*, was alle angeborenen und erworbenen Elemente bezeichnet, die ihm Investitionen und Gewinn auf dem Markt des Lebens ermöglichen (vgl. GG II, 334 ff.). Was Bourdieu (2005) als die drei Kapitalformen, nämlich das ökonomische, das kulturelle und das soziale Kapital analysierte, wird in dieser Perspektive auf den gesamten Menschen ausgedehnt: Nicht nur alles, was er hat (an – vereinfacht ausgedrückt – Reichtum, Bildung und Beziehungen), sondern auch alles, was er ist, ist unentwegt sein Kapital.

„Dieses ‚menschliche Kapital‘ besteht aus zwei Komponenten: eine angeborene körperlich-genetische Ausstattung und die Gesamtheit der erworbenen Fähigkeiten, die das Ergebnis von ‚Investitionen‘ in entsprechende Stimuli sind: Ernährung, Erziehung und Ausbildung, aber auch Liebe und Zuwendung etc. Die Arbeitenden erscheinen in dieser Konzeption nicht mehr als abhängig Beschäftigte eines Unternehmens, sondern werden zu autonomen Unternehmern, die eigenverantwortlich Investitionsentscheidungen fällen und auf die Produktion eines Mehrwertes abzielen: Unternehmer ihrer selbst.“ (Lemke 1997, 250)

In dieser Perspektive besteht sein Verhalten und Handeln daher ausschließlich aus Entscheidungen darüber, wie die eigenen Ressourcen einzusetzen sind, um sie höchstmöglich zu steigern.

Wie sehr diese Anrufung als „unternehmerisches Selbst“ neben ihrer Verwobenheit in die neoliberale Rationalität auch mit den Veränderungen der Arbeitswelt und den Entwicklungen der Produktionsverhältnisse, vor allem der Etablierung immaterieller Arbeit im Postfordismus verbunden ist, soll im nächsten Kapitel knapp gezeigt werden. In vielen sozialwissenschaftlichen Arbeiten wird eine solche Verknüpfung von Foucaults Analysen mit der Betrachtung gegenwärtiger postfordistischer Bedingungen als sinnvoll empfunden. Foucault selbst rekurrierte schließlich auf bereits vergangene Phänomene, um deren anhaltende Aktualität aufzuzeigen und darauf hinzuweisen, was zum Beispiel das Konstrukt eines Panopticons im 17. Jahrhundert oder die Entstehung der Figur des homo oeconomicus mit gegenwärtigen gesellschaftlichen Phänomenen zu tun hat (vgl. Lemke 2003, 266 f.).⁵⁹

⁵⁹ Das entkräftet die Haltung der US-amerikanischen Politikwissenschaftlerin Nancy Fraser, die nämlich meint, Foucaults Antworten auf die Frage, wie Machtmechanismen unabhängig von souveräner Herrschaft funktionieren, seien aus heutiger Perspektive, also vor dem Hintergrund eines postfordistischen Regimes nicht mehr zutreffend (vgl. Fraser 2003, 258). Seine eigene Erfahrung des keynesianischen Wohlfahrtsstaates und der fordistischen Regulationsformen hätten seine Arbeiten geprägt und seine Analyse der Disziplinen begründet (vgl. ebd. 248 ff.). Diese Analysen der Disziplinarmechanismen, denen sich Foucault anhand der Figur des Panopticons zuwendet, und die der Mechanismen der Biomacht beziehen sich aber hauptsächlich auf den Zeitraum vom 17. bis zum 19. Jahrhundert, also auf eine Epoche die auch dem Fordismus weit voraus liegt (vgl. Lemke 2003, 266).

3.2.3 Postfordistische Bedingungen

Charakteristisch für gegenwärtige Entwicklungsprozesse im globalen Kapitalismus sind die seit drei Jahrzehnten stattfindenden fundamentalen Veränderungen in der Organisation der Arbeit:

„Die große paradigmatische Transformation setzte Anfang der siebziger Jahre ein.“ (Lazzarato 1998, 40)

Spätestens ab den 1970er Jahren gerät der Fordismus der Nachkriegsgesellschaft vor dem Hintergrund einer umfangreichen Neuordnung der Weltökonomie in eine Krise, die auch vielfältige Auswirkungen auf die nationalen Arbeitsmärkte hat und zum Teil bis heute anhaltende Beschäftigungskrisen in den westeuropäischen Industrieländern auslöst (vgl. Schmid 2002, Kap. 1). Strukturelle Umgestaltungen in der großen Industrie, neue Technologien und Apparate führen dabei zu unterschiedlichen Ausformungen eines so genannten postfordistischen Gesellschaftsmodells.

Diese Entwicklungen werden in verschiedenen „postoperaistischen“⁶⁰ Gegenwartsanalysen beschrieben, so zum Beispiel von dem Mailänder Soziologen Sergio Bologna, der Postfordismus folgendermaßen definiert:

„Negativ formuliert bedeutet Postfordismus das Ende einer Produktionsweise, die auf Massenproduktion beruhte, bei der der industrielle Bereich eine entscheidende Rolle spielte, (...) die Arbeitsorganisation sehr tief die Organisation der Gesellschaft (z.B. bezüglich der Lebensrhythmen) bestimmte, die *Lohnarbeit* sowohl intellektueller oder manueller Art bei privaten oder öffentlichen Firmen bzw. Institutionen die allgemeine Form der menschlichen Existenz darstellte, (...) die ausführende Arbeit einen repetitiven Charakter besaß, die Arbeitsorganisation einem Disziplin-Modell entsprach und die Arbeitsleistung mit bestimmten ‚wissenschaftlichen‘ Methoden überwacht und bewertet wurde.“ (Bologna 2007, 173)

Zudem sieht Bologna im Beginn der Ära des Postfordismus auch das Ende einer Produktionsweise, in deren Rahmen den lohnabhängigen BürgerInnen eine Grundsicherung vom Staat garantiert war, wenn sie krank oder arbeitsunfähig

⁶⁰ Der „Postoperaismus“ steht in der Tradition des italienischen Operaismus, eine in den 60er Jahren oppositionelle, marxistische Strömung, die in Abgrenzung zur kommunistischen Partei Italiens die Subjektivität der ArbeiterInnen betonte und deren nicht immer offensichtlichen Kampf gegen die Arbeit als treibendes Bewegungsmoment der Geschichte begriff. Der „Postoperaismus“ entstand vor dem Hintergrund der Veränderungen der Produktionsweise in den 70er Jahren. (Vgl. Atzert et al. 2007, 15)

wurden, Kinder bekamen oder in Rente gingen (vgl. ebd.). Unter diesem Blickwinkel wird mit dem Begriff Postfordismus auch auf die Krise des Keynesianismus und den Abbau wohlfahrtsstaatlicher Interventionsformen verwiesen.

Diese Entwicklungen bedenkt ebenfalls der US-amerikanische Wirtschaftskritiker Jeremy Rifkin, als er 1995 die Prekarisierung der Arbeitswelt anprangert. Die Ursachen für das Ende der fordistischen Ära sieht er in der Etablierung der neuen Computer- und Kommunikationstechnologien, die für alle Wirtschaftszweige Maschinen schaffen würden, die menschliche Arbeitskraft zur Erzeugung von materiellen Gütern ersetzen (vgl. Rifkin 1995, 11).⁶¹ Er spricht deshalb von der „Dritten Industriellen Revolution“, die das „Informationszeitalter“ einläutet (ebd.).⁶² Auch Reckwitz bezeichnet die digitale und mikro-elektronische Transformation der Kommunikationstechnologien um 1979/80 als Artefaktrevolution⁶³:

„Diese ermöglicht nicht nur neue mediale Praktiken, sondern auch veränderte Organisations- und Arbeitsformen – flexible Spezialisierung, *computer aided design*, „totale Qualitätskontrolle“ individueller Leistungen, semiotische Arbeit mit dem Computer etc.“ (Reckwitz 2007, 113)

Bologna definiert den Postfordismus dagegen eher als die Etablierung einer „Dienstleistungsgesellschaft“, in der sich die Organisation des Produktionsprozesses

„in eine Reihe von losen Netzwerken, die sich durch immer neue Kombinationen zusammenhalten, artikuliert (...)“ (ebd.).

⁶¹ Im Gegensatz dazu betonen Boltanski und Chiapello in ihrer Forschungsarbeit „Ein neuer Geist des Kapitalismus“ aus einer anderen Perspektive besonders den Einfluss gesellschaftlicher Kritik im Rahmen der 68er Bewegung für die Dynamik des Kapitalismus. Die Forderungen und Ansprüche der „Künstlerkritik“ nach mehr Selbstbestimmung und Kreativität (gegen Monotonie und Fremdbestimmung) wurden nach ihrer Argumentation in der Folge vom Kapitalismus genutzt und vereinnahmt (vgl. Boltanski/Chiapello 2003).

⁶² Auch Castells beschreibt in seinem dreibändigen Werk mit dem gleichnamigen Titel, wie sich das „Informationszeitalter“ (Castells 2001) mit der Etablierung der modernen Informations- und Kommunikationstechnologien entwickelt habe. Weitere charakteristische Merkmale für den Übergang vom Industriezeitalter zum Informationszeitalter sind für ihn die Transformationen in den Bereichen Ökonomie, Beschäftigung, Politik und Staat.

⁶³ Artefakte, menschengemachte Objekte variabler Größe und Komplexität, sind integraler Bestandteil der Alltagswelt. Als Architekturen, Portables, Infrastrukturen, Interieurs oder Werkzeuge strukturieren die Dinge Interaktionen, Wahrnehmungsformen und Kommunikation, durchdringen Machtrelationen, Zugänge und Hegemonien und evozieren kulturelle Praktiken und Körpertechniken oder verunmöglichen sie (vgl. Latour 1998) – an dieser Stelle wäre es spannend, die Aussagen zum Medienbegriff aus Kapitel 2.4 aufzugreifen.

Auch Lazzarato bezieht sich auf die „Dienstleistungsgesellschaft“, um die wachsende Bedeutung „immaterieller Arbeit“ im Postfordismus zu erläutern: Seit den 1970er Jahren würden die Dienstleistungssektoren der Ökonomie (Gesundheits-, Unterhaltungs-, Informationsdienste etc.) erstarken, die immaterielle Güter wie Dienstleistungen, kulturelle Produkte, Wissen oder Kommunikation produzieren (vgl. Lazzarato 1998, 39 ff.). Immaterielle Arbeit wird insofern vor allem verstanden

„(...) als kommunikative Arbeit in der industriellen Produktion, die neuerdings in Netzwerken der Information verknüpft ist; als interaktive Arbeit im Umgang mit Symbolen und bei der Lösung von Problemen; und als Arbeit bei der Produktion und Manipulation von Affekten.“ (Hardt/Negri 2002, 44)

Die Generierung und Kombination von speziellen Fähigkeiten und Wissen der ArbeiterInnen im Vergleich zur fordistischen Produktionsweise hat dadurch an Bedeutung gewonnen. ArbeiterInnen, die immaterielle Güter produzieren, müssen das Potential vorweisen, kommunikativ, affektiv und interaktiv zu sein. Alle drei Eigenschaften betreffen den „ganzen Menschen“, Körper und Seele, und veranschaulichen, wie das individuelle und das soziale Leben und der Produktionsprozess zunehmend miteinander verstrickt sind: Das instrumentelle Handeln in der ökonomischen Produktion verschmilzt mit dem kommunikativen Handeln in den zwischenmenschlichen Beziehungen. (Vgl. ebd., 304)

Der Philosoph Paolo Virno beschreibt vor dem Hintergrund dieser Entwicklungen die „Kulturindustrie“, die Adorno und Horkheimer schon in der „Dialektik der Aufklärung“ in den 40er Jahren kritisierten (ebd. 2004, S. 128-176), als Vorwegnahme einer neuen Lebens- und Produktionsweise, wie sie in den gegenwärtig spätkapitalistischen Verhältnissen zum Tragen kommt. Schon die Kulturindustrie hätte das Paradigma der postfordistischen Produktion in ihrer Gesamtheit auf den Punkt gebracht, da sie durch die

„Produktion von Kommunikation mittels Kommunikation“ (Virno 2005, 73)

gekennzeichnet sei. Der Umbruch verweise auf eine neuartige Verschränkung von Kreativität, Politik und Arbeit, welche in den postindustriellen Gesellschaften bereits zur Regel geworden wäre.

Auch in der deutschsprachigen Industrie- und Organisationssoziologie wird seit längerem diskutiert, inwieweit veränderte Formen der Arbeits- und Betriebsorganisation den Arbeitnehmer der fordistischen Ära zurückdrängen (vgl. Bröckling 2007, 12). Voß und Pongratz etwa bezeichnen den neuen Idealtyp, „der den verberuflichten Massenarbeiter des Fordismus“ nun mindestens

ergänze, mit ihrer Figur des „Arbeitskraftunternehmers“. Dieser müsse seine Arbeitstätigkeit sowohl verstärkt selbst organisieren als auch kontrollieren, die eigenen Arbeitsfähigkeiten sowie -leistungen zunehmend ökonomisieren und seine eigene Lebensführung immer mehr der eines Betriebs angleichen. (Vgl. Voß/Pongratz 1998, 131-158, besonders 140 ff.)

Ähnlich konturiert Bologna schon in den 90er Jahren die von ihm unter dem Rubrum „neue Selbstständige“ gefassten unternehmerischen Arbeits- und Existenzformen gegen den Typus des fordistischen Massenarbeiters (vgl. ebd. 2006, 38). Während dieser eben in ein hierarchisches Fabrikregime eingebunden wäre, das auch seine internen wie externen Kooperationen regle, so müssten die selbstständig Tätigen ihre Geschäftsbeziehungen selbst organisieren und das eben auch außerhalb von Büroräumen oder Fabrikhallen.

In seinen Ausführungen zum Leitbild des unternehmerischen Selbst bezieht sich auch Bröckling auf Bologna und resümiert dessen Beschreibungen über die „neuen Selbstständigen“:

„Arbeits- und Privatsphäre (...), Wohnraum und Arbeitsplatz, Freizeit und Arbeitszeit gehen ineinander über, wobei die durchschnittliche Arbeitsbelastung die Vierzig-Stunden-Woche der fordistischen Ära deutlich überschreitet. Während die angestellten Arbeiter den Markt verlassen, sobald sie die Fabrik betreten, befinden sich die Selbstständigen fortwährend auf dem Markt. Das Mehr an Selbstbestimmung erkaufen sie mit einem Weniger an sozialer Absicherung.“ (Bröckling 2007, 57)

Die Fabrik als Symbol der industriellen Verwertungslogik von menschlicher Arbeitskraft, wird in diesem Prozess gewissermaßen internalisiert. Die global entstehenden Netzwerke der Ökonomie transformieren die kapitalistische Macht entsprechend flexibler Organisationsformen, um so autonome Produktionsprozesse abseits des Fließbandes zu ermöglichen – die Disziplinierungsgesellschaft der Moderne wird durch die Kontrollgesellschaft der Postmoderne abgelöst (vgl. Hardt/Negri 2002, 37 ff.).

„Eine Voraussetzung und zugleich ein Resultat, wenn wir von immaterieller Arbeit sprechen, ist die Ausdehnung der produktiven Kooperation, so dass sie eben auch die Produktion und Reproduktion der Kommunikation einschließt und somit auch deren Kern: die Subjektivität.“ (Lazzarato 1998, 53)

Sowohl die produktive Dynamik der Biomacht (3.1.2) als auch die Bedeutung des *Humankapitals* (3.2.1.) können im Kontext der Entwicklung immaterieller Arbeit demzufolge verdeutlicht werden. Die Ratio einer neoliberalen Führung, wie sie oben beschrieben war, und die mit ihr vernetzte Anrufung als unterneh-

merisches Selbst spielen eine konstituierende Rolle für die Entwicklung immaterieller Arbeit – genau wie auch andersherum.

3.2.4 Leitbild der SelbstunternehmerInnen

Mit dem Übergang von der Disziplinar- zur Kontrollgesellschaft, mit der Entstehung einer neoliberalen Rationalität und dem Wandel vom Fordismus zum Postfordismus hat sich auch der Rahmen der Produktion von Subjektivität verändert.

Foucault zufolge muss das Verhältnis von Subjektivität und Wahrheit, also der zu einer bestimmten Zeit in einem bestimmten Kontext vorherrschenden Rationalität analysiert werden. Wie gelangt das Individuum vor dem Hintergrund der Entstehung des modernen Staates zur Wahrheit über sich als Subjekt?

„Es geht darum, den Praxistypus, den die Gouvernamentalität darstellt, in dem Maße zu befragen, wie sie Objektivierungs- und Veridiktionseffekte bezüglich der Menschen selbst hat, indem sie sie als Subjekte konstituiert.“ (GG II, 482)⁶⁴

In der Disziplinargesellschaft waren Gesellschaftsinstitutionen, wie etwa das Gefängnis, die Familie, die Fabrik oder die Schule, die Orte, an denen Subjektivität erzeugt wurde. In der gegenwärtigen Gesellschaft hat sich die Logik, die vor allem innerhalb dieser Institutionen herrschte, ausgebreitet und ist nicht mehr nur auf eben diese begrenzt. (Vgl. Hardt/Negri 2002, 207-209)

„Die hybride, in der Kontrollgesellschaft geschaffene Subjektivität mag nicht die Identität des Sträflings, des Geisteskranken oder des Fabrikarbeiters tragen, doch immer noch gleichzeitig von all diesen Logiken konstituiert sein.“ (ebd., 340)

Die Entstehung einer Bio-Macht bedeutet mitnichten das Verschwinden der Disziplinierungsmechanismen. Doch wirken diese Mechanismen laut Foucault vor dem Hintergrund der Etablierung der „Regierungsgesellschaft“ auf eine andere Art fort (vgl. GG I, 820). Er entwickelt seine Diagnose der Disziplinierung in seinem Konzept zur Gouvernamentalität zwar weiter, relativiert sie aber auch. Die gouvernementalen Modi produzieren die Individuen weniger als Objekt der Disziplinierung als vielmehr als Subjekte/Objekte einer Regierung.

⁶⁴ Dieses Zitat stammt aus den Manuskripten Foucaults zur Vorlesung und findet sich im Nachwort von Sennelart (2004).

„Der Komplex des modernen Regierens umfasst Dispositive und Diskurse, welche die Subjekte, die Objekte - der Natur, der Technik etc. - wie auch das Kollektiv einer ganzen Gesellschaft und ihrer Bevölkerung in ihrer (vermeintlichen) Eigendynamik betrachten und zugleich als solche eigendynamische Entitäten zum Gegenstand einer Steuerung in die Richtung eines als wünschenswert angenommenen Zustand machen: einer Steuerung von als sich selbst steuernd angenommener Entitäten, eine Regierung der Selbstregierung.“ (Reckwitz 2008, 35)

Wie weiter oben gezeigt wurde basiert die Rationalität (neo)liberaler Gouvernementalität auf dem Verdacht, es werde zu viel regiert bzw. zu viel eingegriffen. Die Regierung der Individuen besteht nun darin, deren Freiheit zu garantieren und Angebote zu machen, Möglichkeiten aufzuzeigen, Verfahrensweisen nahe zu legen, diese Freiheit auf eine ganz bestimmte Weise zu nutzen. Das heißt, dafür Sorge zu tragen, dass die Individuen ihre Freiheit in einer bestimmten Form gebrauchen: nämlich unternehmerisch (vgl. Lemke 1997, 248 ff.). Die Freiheit der zur Regierung ihrer Freiheit angeleiteten Menschen muss sich in diesem Kontext vor einer

„Art ständigem ökonomischen Tribunal“ (GG II, 342)

behaupten. Das Subjekt soll vor dem Hintergrund einer neoliberalen Rationalität als ein *homo oeconomicus*, als ein ökonomisches Subjekt konstituiert werden. So sieht auch Nicolas Rose in Foucaults Analysen des Neoliberalismus' Veränderungen des Wirtschaftslebens, die

„(...) im Zusammenhang mit einem allgemeineren Wandel (stehen), der die Art und Weise betrifft, wie Individuen sich selbst regieren oder ihr Leben führen“ (Rose 2000, 94).

Neue Formen würden sich entwickeln, um diejenigen, die regiert werden sollen, als Subjekte zu verstehen, zu klassifizieren und zu steuern, neue „Wahrheiten“ über das Subjekt würden sich etablieren:

„Mit diesen neuen Formen verändern sich wiederum die Relationen zwischen der Weise, wie Menschen über Menschen regieren, und der Weise, wie sie angehalten werden, sich selbst zu regieren.“ (ebd.)

Der Mensch wird in der gegenwärtigen Gouvernementalität als „unternehmerisches Selbst“, als ökonomisches Subjekt angerufen (vgl. Bröckling 2007), die andauernde Bedachtheit auf den eigenen (ökonomischen) Vorteil wird als „menschlich“ problematisiert. Dieses ökonomische Subjekt gelangt nur dann zur Wahrheit über,

„(...) wenn es ökonomisch handelt, indem es sein Denken und seine Praxis einem kalkulatorischen Prinzip unterwirft“ (Da Ponte 2008, 85).

„Ein ökonomisches Subjekt ist ein Subjekt, das, streng genommen, unter allen Bedingungen seinen Profit zu maximieren, das Verhältnis zwischen Gewinn und Verlust zu optimieren versucht; im weiteren Sinn: ein Subjekt, dessen Verhalten durch die Gewinne und Verluste beeinflusst wird, die ihm entsprechen.“ (GG II, 358)

Das unternehmerische Selbst wird in dieser Perspektive als Regierungsprogramm verstanden: Es bezieht sich immer auf ein Regime der Subjektivierung, das durch einen bestimmten Modus der Anrufung gekennzeichnet ist. Wichtig hierbei ist jedoch, dass es sich eben nicht um ein empirisches und beobachtbares Wesen handelt, sondern um ein Subjekt „im Gerundivum“ (Bröckling 2007, 22), das nichts mit dem zu tun hat, was in der empirischen Sozialforschung Modalpersönlichkeit genannt wird: Es vereint weder in einer Gesellschaft am häufigsten vorkommende Persönlichkeitsmerkmale, noch bezieht es sich auf einzelne neue Sozialisationsstypen, die sich in Interviewstudien offenbaren würden. Es bezeichnet

„die Richtung, in der Individuen verändert werden und sich verändern sollen“ (Opitz 2004, 149).

Das „Subjektivierungsregime konfrontiert den Einzelnen mit spezifischen Erwartungen“ (Bröckling 2007, 28), denen er niemals voll und ganz genügen kann, denn als ‚freies‘ kann das Subjekt die Anrufung zurückweisen, unterlaufen und einlösen.

4 Analyse: Subjektivierungsregime auf Facebook

facebook Angemeldet bleiben Passwort vergessen?

E-Mail Anmelden

Facebook ermöglicht es dir, mit den Menschen in deinem Leben in Verbindung zu treten und Inhalte mit diesen zu teilen.

Registrieren
Es ist kostenlos und jeder kann beitreten

Vorname:

Nachname:

Deine E-Mail:

Neues Passwort:

Ich bin: **Geschlecht auswählen:**

Geburtsdatum: **Tag:** **Monat:** **Jahr:**

Warum muss ich das angeben?

Registrieren

Erstelle eine Seite für eine bekannte Persönlichkeit, eine Band oder ein Unternehmen.

Deutsch English (US) Español Português (Brasil) Français (France) Italiano العربية हिन्दी 中文(简体) 日本語 >

Abbildung 1: Startseite – Registrierung⁶⁵

Diese Abbildung zeigt die Seite, auf die sämtliche Internet-UserInnen gelangen, wenn sie die Adresse www.facebook.com eingeben. Hierbei handelt es sich gewissermaßen um den Eingang zur Welt von Facebook, der die Social Networking Site insofern nach außen hin repräsentiert, als dass er für alle Menschen im Internet sichtbar ist. Doch nur diejenigen UserInnen, die sich dort registrieren, sich an der Pforte anmelden, gelangen hinein in das eigene Netz von Facebook und werden durch die vielen verschiedenen zusammenhängenden Seiten, also Oberflächen, geleitet, die sich zugleich als Räume erweisen. Die zweidimensionale Bildschirmoberfläche wird nämlich durch die Anrufung der UserInnen um eine Dimension erweitert: Sie müssen auf diese Anleitungen von Facebook reagieren, also beispielsweise ein bestimmtes Formular zur Profilbildung ausfüllen, um überhaupt weiter auf andere Benutzeroberflächen von Facebook gelangen zu können. In diesem Sinne existiert das Angebot Facebook erst durch

⁶⁵ Die Formulierungen und Handlungsoptionen dieser Abbildung tauchen auf späteren Abbildungen in ähnlicher Form erneut auf und werden dann einzeln analysiert (siehe z.B. 4.2.1).

das Verhalten der UserInnen vor dem Bildschirm als Programm, das den UserInnen einen ganz bestimmten, einen vorstrukturierten Handlungsraum bietet.⁶⁶

Facebook gilt somit als Regierungsprogramm, weil es Menschen anleitet, sich in bestimmter Weise sich selbst und anderen gegenüber zu verhalten, sich selbst zu regieren. Als geordnetes Schema der

„Selbsterfahrung und des Wissens über sich selbst“ (SW, 258)

gibt es vor, wie sich das Individuum oder das Kollektiv als Subjekt innerhalb von Machtbeziehungen zu verstehen hat, wie es handeln, sprechen, denken soll. Facebook lässt sich in diesem Sinne als Dispositiv verstehen, als Maschine begreifen, die existiert

„um sehen zu machen oder sehen zu lassen [und] um sprechen zu machen oder sprechen zu lassen“ (Deleuze 1991, 154).

Wissen und Macht sind die Kurven der Sichtbarkeit und die Kurven des Ausagens (ebd., 153), die vorgeben, wie die UserInnen sich als Subjekte sehen und äußern. Diese Kurven existieren zum Beispiel in Form von klaren Rezeptionsregeln, die sowohl von den MacherInnen der Online-Community festgelegt als auch von den UserInnen (re)produziert werden.

„Damit werden ‚Computerrahmen‘ strukturiert, die den InteraktionsteilnehmerInnen wiederum vorgeben, welches Verhalten als adäquat und erwartbar anzusehen ist.“ (Renz 2007, 42 f.)⁶⁷

Das Verhalten der UserInnen auf Facebook wird im Folgenden somit zwar nicht gesondert untersucht, jedoch implizit mit in den Blick genommen: Die Betrachtung des „Rahmens“, wie Renz ihn nennt, oder eben der Handlungsräume,

⁶⁶ Weitere Ausführungen und theoretische Bezüge zum Begriff des Raums, zum Verhältnis ‚virtueller‘ und ‚realer‘ Räume finden sich bei Da Ponte (2008). Er erörtert den Raum-Begriff im Rahmen der Analyse des Social Media Angebots ‚Second Life‘ im Zusammenhang mit Foucaults Raum-Konzepten. Hierbei geht er auf verschiedene Bedeutungen des ‚Raums‘ ein, z.B. den ‚Raum der Regierung‘, den ‚Möglichkeitsraum‘ oder auch den ‚Zwischenraum‘, in dem quasi nicht regiert wird.

⁶⁷ So definiert auch der Kommunikationswissenschaftler Höflich (1996, 2003) die „virtuelle Gemeinschaft“ im Hinblick auf den gemeinsamen Gebrauch von Medien und gemeinsam geteilte Regeln:

„Nicht eine wie immer geartete innige Verbundenheit, sondern eine dem Gebrauch zugrunde liegende regelgeleitete Praxis ist der kleinste gemeinsame Nenner, an dem ‚virtuelle Gemeinschaften‘ theoretisch festzumachen sind. Konstitutionsmerkmal ‚virtueller Gemeinschaften‘ sind ferner nicht exzeptionelle, sondern gemeinsame, normativ festgelegte und damit erwartbare Gebrauchsweisen.“ (Höflich 2003, 70)

beinhaltet nämlich auch die Perspektive auf die Praktiken, also auf den Gebrauch von Facebook, weil sich dieses Social-Media-Angebot zum Einen erst durch die Nutzung entwickeln und etablieren kann, und dessen „Rahmen“ eben auch beständig durch die UserInnen erweitert (siehe 4.2.3) wird.

4.1 Rationalität von Facebook

Im begrenzten Umfang dieser Arbeit können nur bestimmte Ausschnitte aus den „Facebook-Grundsätzen“⁶⁸ zitiert werden, die die Rationalität des Programms der hier vorliegenden Analyse nach am typischsten repräsentieren. Der Vorspann der Grundsätze fasst jene bereits zusammen und weist auf einzelne Aspekte sehr konkret hin:

„Wir entwickeln Facebook, um die Welt offener und transparenter zu machen, was unserer Meinung nach zu einem besseren gegenseitigen Verständnis und einer engeren Bindung führen wird. Facebook fördert Offenheit und Transparenz, indem es Einzelpersonen eine größere Mitsprache beim Austausch von Informationen und Herstellen von Verbindungen gibt.“

Facebook beschreibt darin als Ziel des eigenen Unternehmens die Förderung von Offenheit und Transparenz weltweit. Der Hinweis auf die Konsequenz der Realisierung dieses Vorhabens („besseres gegenseitiges Verständnis und engere Bindung“) im ersten Satz erinnert an die Ideen zur Befreiung durch die sozialen Medien und gibt dem Unternehmen den Anschein, seine Ziele in den Dienste des Gemeinwohls aller WeltbewohnerInnen gestellt zu haben.

Facebook versteht sich selbst als nicht-hierarchisches System, das individuelle Initiative und interaktive Partizipation fördert und belohnt. So lautet die Mission des Unternehmens auf englisch kurz und prägnant:

„Facebook's mission is to give people the power to share and make the world more open and connected.“

Diese Ideen des Empowerments durch die Community erinnern an Nikolas Rose' Gouvernementalitätsanalysen vor dem Hintergrund des Abbaus des Wohlfahrtsstaates und der damit einhergehenden Responsabilisierung der Einzelnen und ihres sozialen Umfeldes. Rationalitäten und Techniken des Regierens, „die ohne Gesellschaft auskommen“, die auf der Grundlage regulativer Entscheidungen, vollzogen von einzelnen, autonomen Akteuren im Kontext ihrer be-

⁶⁸ Unter: <http://www.facebook.com/principles/german.php>. Alle folgenden Zitate des Kapitels 4.1 beziehen sich auf diese Quellenangabe.

sonderen Einbindung in Familien- oder Gemeindestrukturen basieren, tauchen demzufolge zunehmend auf. (Vgl. Rose 2000, 73)

„Regieren durch Aktivierung des Engagements, der Kräfte und der Entscheidungsbereitschaft des Einzelnen, durch Förderung des Gemeinsinns, wird so zum Gegenbild einer zentralistischen und bevormundenden Regierung des Sozialen, die den Einzelnen lähmt.“ (ebd., 86)

Facebook entwirft bereits mit der Formulierung seiner „Mission“ das Bild eines Subjekts, das Rose auch für das „Community-Management“ außerhalb des Internets analysiert: Es begreift

„(...) den Einzelnen als *aktiv und verantwortlich Handelnden*“ (ebd., 87).

Facebook gibt vor, den UserInnen zu ermöglichen, die Welt offener und verbundener zu machen. Dabei ruft es die UserInnen gleichzeitig als Subjekte an, die verantwortlich sind, diese Mission von Facebook zu übernehmen und zu erfüllen, die verantwortlich für die „Welt“ sind bzw. für deren Grad an Offenheit und Verbundenheit und somit für alle, die an der Facebook-Community teilhaben:

„Ihr innerer Zusammenhang, die in und mit der „Community“ liierten Kräfte und internen Verknüpfungen, sind zu würdigen, zu stärken, zu gestalten und zu nutzen (...).“ (ebd.)

So wird die Möglichkeit („the power“), die Facebook den UserInnen gibt, teilzuhaben, zu gestalten und zu „teilen“, zur permanenten Aufforderung ‚selbstverschuldeter Produktivität‘. Die Facebook-Ziele sollen unter der Berücksichtigung folgender Principles (u.a.⁶⁹) befolgt werden:

„**Transparenz** Facebook sollte Informationen zu seinem Ziel, seinen Plänen, Richtlinien und Tätigkeiten öffentlich bereitstellen. Facebook sollte nach basisdemokratischem Muster ein Verfahren der Benachrichtigung mit anschließender Abgabe von Kommentaren einführen sowie einen Abstimmungsprozess, um Beiträge und Diskurs zu Änderungen an den vorliegenden Grundsätzen oder an den Rechten und Pflichten zu fördern.“

Dieser Grundsatz lässt beinahe vergessen, dass es sich bei Facebook um ein gewinnorientiertes Unternehmen handelt.⁷⁰

⁶⁹ „Freiheit zur Weitergabe und Verbindung“, „Eigentum und Kontrolle von Informationen“, „Offene Plattformen und Standards“, „Grundsätzliches Serviceangebot“, „Gemeinwohl“ und „Eine Welt“

„**Freier Informationsfluss** Personen sollte es freigestellt sein, auf alle Informationen zuzugreifen, die ihnen durch andere zur Verfügung gestellt wurden. Personen sollten außerdem praktische Hilfsmittel haben, mit denen der Austausch dieser Informationen und der Zugriff darauf einfach, schnell und effizient ist.“

Im Informationszeitalter (vgl. Castells 2001 und Kapitel 3.2.3) sind Daten, also digitalisierte Information, die Ressource eines ganzen ökonomischen Sektors. Diese Forderung von Facebook, dass alle UserInnen teilhaben sollen an der „Informationsökonomie“ (Franck 1999, 62), gleicht den Appellen der Wirtschaftsliberalen, die freien Zugang für alle zur Geld- und Warenzirkulation fordern. Die Formulierung des Ziels „einfacher, schneller und effizienter Austausch dieser Informationen und Zugang darauf“ erinnert zusätzlich an wirtschaftliche Kontexte und entspricht dem Vokabular der Management-Literatur, worauf weiter unten noch gesondert eingegangen wird.

„**Grundsätzliche Gleichstellung** Jede Person, sei es eine Einzelperson, ein Werbesponsor, ein Entwickler, eine Organisation oder eine andere Rechtsperson, sollte unabhängig von ihrer hauptsächlichen Beschäftigung innerhalb des Facebook-Services vertreten sein und Zugriff auf Verbreitung und Informationen haben.“

Zunächst erinnert die Formulierung „grundsätzliche Gleichstellung“ an die Ideen vom Internet als einem hierarchiefreien Raum, in dem weder Herkunft, Geschlecht noch Alter eine Rolle spielen und eben alle UserInnen gleichgestellt sind. In der weiteren Ausführung dieses Grundsatzes wird jedoch in keiner Weise darauf hingewiesen, dass dieses Facebook-Prinzip sich gegen Rassismus, Sexismus und andere Ausschlussmechanismen richten soll. Stattdessen wird in der Beschreibung der Kategorie „Person“ eine „Einzelperson“ mit einem „Werbesponsor“ oder einer „Organisation“ gleichgesetzt, was auf Foucaults Erläuterungen zur Etablierung eines *homo oeconomicus*, einer Figur, die in allen sozialen Kontexten ökonomisch, also strategisch handelt, verweist und offenbart, wie sehr diese Grundsätze einer neoliberalen Rationalität folgen.

⁷⁰ Zur Selbstdarstellung von Facebook als quasi demokratische Regierung einer Community, die Mark Zuckerberg als das fünfgrößte Land der Welt bezeichnet (vgl. Zeit-Artikel) gibt es bislang kaum wissenschaftliche Arbeiten. Interessant wäre es, Ideen weiterzuverfolgen wie sie der Politikwissenschaftler Bendrath in einem Interview mit dem ORF aufwirft: Vor dem Hintergrund der neuen „Rechte und Pflichten“ von Facebook spricht er von den Ideen der Global-Governance-Forschung, transnationale Verfassungen zu kreieren (vgl. Bendrath 2009). Die Rationalität, die hinter der Entwicklung einer solchen Analogie steht, könnte genauer analysiert werden sowie die Konsequenzen solcher Vorstellungen für aktuelle politische Systeme.

„**Sozialer Wert** Personen sollte es freigestellt sein über ihre Identität und Kontakte Vertrauen aufzubauen und einen guten Ruf zu gewinnen.“

Dieser Satz macht bereits auf mehrere Aspekte aufmerksam, die im nächsten Kapitel, in den Erklärungen zur Art und Weise, wie Facebook die UserInnen als Subjekte adressiert, thematisiert werden. So impliziert das Wort „freigestellt“ zum Beispiel die Freiwilligkeit, Wahlmöglichkeit und die Eigenverantwortlichkeit der UserInnen. Der Begriff „Identität“ zeigt, dass Facebook von festen, erfassbaren „Identitäten“ der UserInnen ausgeht, und ein „authentisches“ Profil fordert, was all die emanzipatorischen Internet-Ideen, die auf dem Prinzip der Anonymität der UserInnen basieren, obsolet macht. Doch nicht nur über ihre „Identität“, auch über ihre „Kontakte“ wird den UserInnen hierin nahe gelegt, einen „guten Ruf“ zu gewinnen. Somit wird suggeriert, die Plattform diene dazu, sich selbst öffentlich gut darzustellen, wozu auch die jeweilige Wahl der Kontakte, also der Facebook-Freunde beitragen könne.

Ein zentrales Element der Facebook-Philosophie ist die Ideologie der Kostenfreiheit und der Zugangsmöglichkeit, die als Gleitmittel der Managementsprache wirkt. Ross McKibben (2006) schreibt in seinem Essay „The Destruction of the Public Sphere“, eine der stärksten Waffen der Marktideologie der Manager sei ihr Vokabular. McKibben zufolge entwickelte sich diese Sprache ursprünglich in Managementschulen, erfasste dann die Regierungen und hat inzwischen sämtliche Institutionen befallen.

„Diese Sprache ist historisch beispiellos und außerordentlich verführerisch. Sie gibt sich neutral: Deshalb müssen alle Abläufe ‚transparent‘ und ‚stabil‘, muss jeder Einzelne ‚verantwortlich‘ sein. (...) Sie ist effizient und verabscheut Verschwendung; sie hat für alles eine Lösung parat. (...) Sie mag lächerlich erscheinen, aber sie ist machtvoller als die Sprache, die Flaubert in seinem ‚Dictionnaire des idées reçues‘ satirisch verarbeitet hat, denn sie bestimmt das Denken unserer politischen (und wirtschaftlichen) Eliten.“ (ebd.)

Es zeigt sich,

„dass der für das ‚Mitmach-Web‘ so zentrale Begriff der ‚Freiwilligkeit‘ auf einen instrumentellen Verwendungskontext zurückgeht. Versteht man ‚Freiwilligkeit‘ (...) unter dem Aspekt der Adressierbarkeit von Individuen, also der Platzierung des Subjekts innerhalb des Netzes, dann ändert sich der semantische Kontext und ‚Freiwilligkeit‘ steht für neue Motivationspotenziale zur Erschließung humaner Ressourcen“ (Reichert 2008, 23).

Wie weiter oben gezeigt wurde, basiert die Rationalität (neo)liberaler Gouvernamentalität auf dem Verdacht, es werde zu viel registriert bzw. zu viel eingegriffen. Die Regierung der Individuen besteht nun darin, deren Freiheit zu garantieren und Angebote zu machen, Möglichkeiten aufzuzeigen, Verfahrensweisen nahe zu legen, diese Freiheit auf eine ganz bestimmte Weise zu nutzen. Das heißt, dafür Sorge zu tragen, dass die Individuen ihre Freiheit in einer bestimmten Form gebrauchen: nämlich unternehmerisch (vgl. Lemke 1997, 248 ff.).

4.2 Anrufung der UserInnen

Es geht nun darum, *wie* das Subjekt auf Facebook angerufen wird und *wie* das Handeln angeführt, d.h. strukturiert wird. In der Anrufungsform sind die Machtbeziehungen Handeln, das auf Handeln einwirken soll. Somit stehen zwar nicht empirische Subjekte im Zentrum der Untersuchung, doch beinhaltet die Untersuchung der Anrufungsform auch Aussagen über die Subjekte.

Bröckling zufolge erfasst die Anrufung nämlich die paradoxe Aufforderung, zu werden, was man schon ist (vgl. ebd. 2007, 27). Facebook (re)produziert die UserInnen als Subjekte in einer Art, wie sie auch außerhalb dieses Programms subjektiviert werden.

4.2.1 Anleitung zum Profiling

„Drücke dich aus: Richte dein Facebook-Profil ein. Jetzt, da du dein Konto erstellt hast, ist es Zeit dein Profil zu erstellen. Dein Profil ist das, was Freunde und Familie bei Facebook über dich sehen werden. Es spiegelt all das wider, was sie im echten Leben über dich wissen und alles weitere, das du ihnen über dich erzählen möchtest. Dein Facebook-Profil soll dich nicht anders zeigen, als du bist, sondern so wie du wirklich bist. Welche Informationen zeigen am besten wer du bist?“⁷¹

Die Erstellung eines „Kontos“ bezeichnet den Vorgang der Registrierung bei der Community. Wie der anleitende Text oben besagt, werden die künftigen UserInnen von Facebook direkt nach dem Beitritt dazu aufgefordert, sich ein „Profil“ zu erstellen. Bevor sie mit den dafür vorgesehenen Möglichkeiten der

⁷¹ Unter: <http://www.facebook.com/help.php?ref=pf>

Selbstdarstellung konfrontiert werden, leiten die BetreiberInnen sie bereits an: Seid authentisch und wählt diejenigen „wahren“ Informationen über Euch selbst aus, die Euch am besten darstellen. Dabei werden die UserInnen als Subjekte adressiert, die eine wahre, also einzige und feste Identität besitzen („Wie Du wirklich bist“).⁷² Diese wird aber gleichzeitig als ein Konglomerat verschiedener Informationen thematisiert, aus der die UserInnen bestimmte herausgreifen sollen. So werden sie auch als eigenverantwortlich für das „Bild“, das „Freunde und Familie“ sich auf Facebook von ihnen machen können, angerufen.

Beim Anlegen des Profils werden sie dann jedoch mit einer mehrteiligen Prozedur der Datenerfassung konfrontiert, die ihnen zunächst wenig Spielraum für die Auswahl bestimmter „Informationen“ lässt. Sie werden dazu aufgefordert, gewisse persönliche Daten in standardmäßig vorgegebene Erfassungsmasken und dokumentspezifische Datenfelder einzutragen: Ihnen wird ein Formular vorgesetzt, das sie auszufüllen haben. In den Feldern dieses E-Formulars⁷³ sollen verschiedene Angaben gemacht werden, und das auf eine bereits bestimmte Art und Weise. Diese Gestaltungsimperative zeigen sich in der Anrufung der UserInnen: Deren „Profile“⁷⁴ definieren sich über die „Info“ in „Allgemeines“, wobei dieses „allgemein“ sich auf 11 Kategorien beschränkt, die so als elementar zur Beschreibung einer UserIn vermittelt werden, wie z.B. „Geschlecht“, „Geburtstag“, „Heimatstadt“, „Beziehungsstatus“ etc..

So wird beispielsweise vermittelt, dass das „Geschlecht“, das als erstes anzugeben ist, die wichtigste Kategorie zur Beschreibung der Persönlichkeit einer UserIn sei, und, dass alle potentiellen UserInnen ein „Geschlecht“ haben, eines von zweien, die zur Auswahl stehen, oder auch dass alle eine „Heimatstadt“ haben. Dabei fallen beispielsweise queere und migrierende Menschen von vornherein im wahrsten Sinn des Wortes durch das Raster.⁷⁵

In diesen Kategorien spiegelt sich das Identitäts-Konstrukt von Facebook wider. Die Angaben, die hier zu machen sind, repräsentieren das, was für Face-

⁷² Diese Vorstellung von Identität wird später durch den andauernden Appell zur Aktualisierung des eigenen Profils erweitert. Somit bezieht sich „wie Du wirklich bist“ nur auf ganz bestimmte Bereiche des Selbst, die als gleich bleibende dargestellt werden, an denen nicht – wie es die neoliberalen Logik verlangen würde – gearbeitet werden kann.

⁷³ Ein E-Formular ist ein standardisiertes Mittel zur Datenerfassung, -ansicht und -aufbereitung in elektronischer Form. (Vgl. Reichert 2008, 95)

⁷⁴ Alle nun folgenden durch Anführungszeichen markierten Ausdrücke stammen von der Facebook-Plattform. Das wird nicht jedes Mal mehr einzeln erwähnt.

⁷⁵ Dieses Prinzip widerspricht verschiedenen Studien, die sich mit der Dekonstruktion von Kategorien wie „race“ (vgl. Zurawski 2000) und „gender“ (vgl. Carstensen 2006) im Internet befassen, und wird durch das grundlegende Element der Körperlichkeit der UserInnen auf Facebook (siehe: 4.2.3) erweitert.

▼ Allgemeines

Geschlecht: Weiblich

Mein Geschlecht in meinem Profil anzeigen

Geburtsdatum: 25 Juli 1983

Mein vollständiges Geburtsdatum im Profil anzeigen.

Heimatstadt:

Nachbarschaft der Heimatstadt:

Beziehungsstatus:

Interessiert an: Männern Frauen

Auf der Suche nach: Freundschaft Verabredungen Feste Beziehung Kontakte knüpfen

Politische Einstellung:

Religiöse Ansichten:

Abbildung 2: „Info“-Formular – „Allgemeines“

book den unveränderlichen Kern einer Person ausmacht. Dass hierzu auch „Religiöse Ansichten“ und „Politische Einstellungen“ zählen, und dafür jeweils eine Zeile zur Verfügung steht, zeigt, wie wichtig ein knappes, auf Schlagworte reduziertes *Labeln* der eigenen Person ist. „Prägnant wie eine Marke“ (Bolz 2008) müssen sich die UserInnen präsentieren. Wie ein Produkt, das in der Werbung angepriesen wird, sollen sie beispielsweise links-liberal und ChristIn sein, ohne dass sie dies in irgendeiner Weise erläutern können. Wie sehr es gilt, private Bereiche hierbei nach ökonomischen Maßstäben zu organisieren, zeigt auch die Kategorie „Auf der Suche nach“: Als ob die UserInnen eine Bestellung bei Amazon oder einem anderen Warenanbieter aufgeben würden, können sie im Rahmen des angesprochenen Angebots wählen, welches der zur Verfügung stehenden Angebote sie ankreuzen.

Sowohl in den geschlossenen Fragestellungen und in der Vorgabe der Antwortmöglichkeiten, als auch in deren grafischer Anordnung werden die inhaltlichen Kategorien der Selbstbeschreibung von Facebook bestimmt. Dabei wird der Eindruck vermittelt, erst mit dem vollständigen Ausfüllen des Formulars

könne der Vorgang der Profil-Bildung abgeschlossen werden. So schreibt auch Ramón Reichert über die grafische Autorität der E-Formulare, die er als „Regulative biografischer Wissenserfassung“ (ebd. 2008, 95) bezeichnet:

„Der kategoriale Ordnungsanspruch der Selbstthematization wird im End-userInnen-Interface nicht sprachlich, sondern grafisch vollzogen. Das elektronische Datenblatt wird somit zu einer Instanz, welche die Transparenz des Überblicks herstellt und Entscheidungen standardisiert.“ (ebd., 97)

Die damit einhergehende Vereinheitlichung der Profile der UserInnen wird nämlich auch durch die grafische Vorstrukturierung des E-Formulars in Form von Tabellen deutlich, die einzelne Textbausteine durch Strichnetze abtrennen, die Texte isolieren und ihnen mittels Zeilen und Spalten spezifische Leitkontexte zuweisen. Nach demselben grafischen Prinzip gliedert sich die Kategorie „Persönliches“ im Rahmen des Fensters „Info“ wiederum in acht Kategorien auf:

The image shows a screenshot of a web form titled "Persönliches" (Personal). The form is organized into a vertical list of eight input fields, each with a label on the left and a text area on the right. The labels are: "Aktivitäten:", "Interessen:", "Lieblingsmusik:", "Lieblingssendungen:", "Lieblingfilme:", "Lieblingbücher:", "Lieblingsszitate:", and "Über mich:". Each text area is a simple rectangular box with a thin border and a small diagonal slash icon in the bottom right corner, indicating it is a text input field. The form is set against a light gray background.

Abbildung 3: „Info“-Formular – Persönliches

„Aktivitäten“, „Interessen“, „Lieblingmusik“, „Lieblingssendungen“, „Lieblingsfilme“, „Lieblingsbücher“, „Lieblingszitate“ und „Über mich“. Aktiv und interessiert sollen die UserInnen sein, und diese Aktivitäten und Interessen müssen im Tabellenformat hierarchisiert werden; in „über mich“ bleibt ihnen selbst dagegen überlassen, was zu thematisieren ist. Diese Form der Profilbildung enthält folglich nicht nur Wissenstechniken, die auf binären Unterscheidungen beruhen (z.B. die Geschlechtszugehörigkeit) und mit quantitativen Skalierungen arbeiten (z.B. hierarchische Ranking-Techniken)⁷⁶, sondern auch zur Erstellung qualitativer Profile auffordern (z.B. das Aufzeigen kreativer Fähigkeiten und Begabungen in ‚freien‘ Datenfeldern), worauf im nächsten Gliederungspunkt genauer eingegangen werden soll. Dem Standardisierungsprinzip der Profilbildung wird dabei scheinbar widersprochen durch die Anrufung der UserInnen als Individuen, die sich in „über mich“ frei und einzigartig artikulieren können. Doch auch diese Möglichkeit, die eigene Individualität unter Beweis zu stellen, bleibt schon allein durch die formale Vorgabe eines Kastens für alle gleichermaßen beschränkt.

Bei der Profil-Bildung werden die UserInnen auch dazu aufgefordert, ein Foto von sich hoch zu laden. Dabei wird an die Nutzungsbedingungen von Facebook erinnert: Die UserInnen müssen „authentisch“ sein. Sie dürfen also nur „Profilbilder“ wählen, auf denen sie selbst per Fotografie abgebildet sind.⁷⁷

Direkt unter dem Profilbild, das die UserInnen als dasjenige auswählen, das erscheint, sobald ihr Profil angeklickt wird, steht in einem Kästchen „Schreib etwas über dich“.



Abbildung 4: Profilbild

⁷⁶ Was mit „quantitativen Skalierungen“ gemeint ist, wird in Kapitel 4.2.5/4.2.6 noch deutlicher zum Ausdruck gebracht: Die UserInnen können nicht nur Listen von „Lieblingsbeschäftigungen“ oder „Lieblingsdingen“ erstellen, sondern auch die Profile der Freunde gegenseitig mit einem Punkte-System („Daumen-hoch“-Symbole) bewerten und hierarchisieren.

⁷⁷ Auf den Aspekt der Körperlichkeit auf Facebook und die Anleitung zu dessen Inszenierung wird im nächsten Kapitel ausführlicher eingegangen.

Das Profilbild und der darunter stehende Text, den die UserInnen „über sich“ schreiben, bleibt präsent, auch wenn andere Felder des vielschichtigen Accounts angeklickt werden. Die Anrufung, sich „authentisch“ darzustellen, wird zusätzlich durch die Möglichkeit verdeutlicht, Videos von sich selbst zur Erweiterung der Profile der UserInnen hochzuladen. Im Profilmenu steht neben der „Info“ ein „+“, das die Anweisungen hierfür bietet.

Auch nach der ersten Gestaltung des eigenen Accounts können weitere Fotos, Videos und Texte „über sich“ dem Profil hinzugefügt werden: Der Knopf „Profil bearbeiten“ erinnert die UserInnen fortwährend daran, dass die „Arbeit“ an der eigenen Darstellung nie abgeschlossen ist, weil jede Person nicht nur zur einmaligen Profilbildung, sondern zur kontinuierlichen Dokumentierung des eigenen Alltags⁷⁸ Facebook-UserIn ist. Die Anregung, sein Profil andauernd zu aktualisieren, scheint dem ersten Appell, sich als BesitzerIn einer festen, authentischen Identität darzustellen, zunächst zu widersprechen. Doch die Option, sich und sein „Leben“ auf Fotos und im Videoformat zu präsentieren und „über sich“ zu schreiben, kann den UserInnen gleichermaßen vermitteln, welches wichtige Prinzip eine „authentische“ Selbstdarstellung und eine „ehrliche“ Erzählung über die Erlebnisse außerhalb von Facebook auf der Plattform ist. Der Rahmen der Möglichkeit, das eigene Profil abzuwerten, wird schließlich schon durch den Echtheitsappell im Vorfeld gesteckt. Dieses Prinzip erinnert an die Mechanismen der Beichte, wie sie von Foucault im Kontext der Disziplinarmacht, also neben denen des Panopticons beschrieben wird. (Vgl. WW, 78 ff.)

So schreibt auch Geert Lovink in diesem Zusammenhang vom „Netzzynismus“:

„Netzzynismus (...) ist gekennzeichnet (...) durch die Beichte, wie sie von Michel Foucault beschrieben worden ist. Den Leuten wird erzählt, dass es keine Befreiung geben kann, wenn sie nicht ‚die Wahrheit sagen‘. Wenn sie beichten (einem Priester, einem Psychoanalytiker oder einem Weblog) (Anm.d.A.: oder ihrem Facebook-Account), wird sie dieses Aussprechen der Wahrheit auf irgendeine Weise befreien.“ (Lovink 2006, 96)

Und ähnlich erklärt auch Jan Engelman im Anschluss an Foucault die Etablierung des medialen Imperativs zur permanenten Selbstentzifferung schon in Bezug auf die Talk-Shows der 90er-Jahre:

„Die Machttechniken im medialen Dispositiv führen in indirekter Linie vom Beicht- zum Heißen Stuhl. Am Endpunkt dieser Entwicklung, ganz oben auf der archäologischen Schicht, begegnen wir dem weichen Exorzismus

⁷⁸ Diese These wird in 4.2.3 noch angemessener belegt.

von Liebe Sünde, Wa(h)re Liebe oder Bärbel Schäfer. All diese Symptome (...) können als ganz neue Techniken der Selbstdisziplinierung, als Form der stimulierenden Kontrolle angesehen werden.“ (Engelmann 1999, 223)⁷⁹

Mit diesen Worten trifft Engelmann das, was Ramón Reichert (2008, 59) „den Imperativ zur permanenten Selbstentzifferung“ nennt, der den Individuen erlauben würde,

„(...) sich selbst in einer boomenden Bekenntniskultur zu verorten“ (ebd.).

Die UserInnen werden dabei quasi ständig dazu inspiriert, ihre eigenen Biographien zu bilanzieren – und diese Bilanz kann im Hinblick auf die Biographien bzw. die Darstellungen der Biographien der anderen UserInnen gezogen werden. Das Raster der Erfassung der „Info“ über eine Person macht die Profile aller UserInnen gleich und miteinander vergleichbar. Die Tabellenform der Profile stellt ein einheitliches Muster der Beschreibung der Mitglieder dar, was somit als Basis der wechselseitigen Betrachtung, Differenzierung und Beurteilung dient. Dabei werden die UserInnen zur steten Kontrolle der „Qualität“ des eigenen Profils im Verhältnis zu denen der anderen angerufen.

4.2.2 Selbstevaluation

Das Profiling, die Profil-Bildung auf Facebook, gleicht in diesem Sinne einem Modell der Prüfung von Persönlichkeitsmerkmalen, das in der Eignungsdiagnostik im unternehmerischen Feld angewendet wird. Diese Formen der Selbstbeschreibung, zu welchen Facebook die UserInnen anruft, indem diese eben z.B. standardisierte Kataloge von typisierten Merkmalen über sich selbst ausfüllen und diese den anderen UserInnen, also der Community vorlegen, um den eigenen Profil-Katalog wie von einer Jury kommentieren zu lassen, entsprechen Verfahren der Evaluation wie sie in verschiedenen Bereichen des Managements eingesetzt werden (vgl. Bröckling 2000, 131).

⁷⁹ Auch Tholen (2002, 158) analysiert, wie sich das „bekannte panoptische Dispositiv“ verschiebt, insofern der „seit den protestantischen Bekenntniszwängen nach innen gewendete Kontrollblick“ nun nach außen kommuniziert wird, und das den „libidinösen Kitt“ der Talkshows ausmache: „Er funktioniert und verallgemeinert sich als Diskurs – so meine These – aus einer theatralischen Inszenierung therapeutischer, pädagogischer und religiöser Diskursfragmente, deren Fokussierung in den Talkshows eine Blick-Ordnung arrangiert, die ich im Anschluss an Foucault und Deleuze das *innengewendete Panoptikon* der Kontrollgesellschaft nennen möchte.“

„Diese Veralltäglicung von Testverfahren und das ungeheure Interesse des Publikums, sich einer freiwilligen Messung von Persönlichkeitsstrukturen, Begabungsprofilen, Kompetenzmustern und Risikofaktoren zu unterziehen, resultieren jedoch weniger aus dem individuellen Wunsch, sich selbst besser einschätzen zu können; mehr als um die Untersuchung des Ist-Zustands geht es hier um eine gesellschaftlich geforderte Strategie der Selbstoptimierung.“ (Lemke 2004, 123)

Wie im vorigen Teil der Arbeit beschrieben wurde, erstrecken sich Konkurrenzsituationen, die in fordistischen Gesellschaften ein eher eingrenzbare Feld der Beschäftigung betrafen, immer mehr über dieses hinaus in andere Bereiche des Lebens. So kann die Anrufung der UserInnen zur andauernden Selbstevaluation im Spiegel der anderen Facebook-Mitglieder als Ökonomisierungs- und Standardisierungsinstrument in postfordistischen Gesellschaften gedeutet werden. Unter den Bedingungen einer neoliberalen Gouvernementalität, in der Subjekte als Unternehmer ihrer Selbst adressiert werden, gilt es

„(...) die eigene Position in den verschiedenen Normalitätsfeldern zu überprüfen, um persönliche Schwächen besser erkennen, mögliche Schäden abwenden, vorhandene Potenziale realisieren und zusätzliche Kompetenzen aufbauen zu können“ (ebd.).

So folgert auch Reichert:

„Die durch das Profiling nahe gelegte ökonomische Subjektivierung kann als Resultat eines historisch-gesellschaftlichen Prozesses und gesellschaftlicher Machtverhältnisse verstanden werden.“ (ebd. 2008, 101)

Mit dem Übergang von der Disziplinar- zur Kontrollgesellschaft, mit der Entwicklung der Biomacht, mit der Entstehung einer neoliberalen Rationalität und dem Wandel vom Fordismus zum Postfordismus hat sich das Leitbild des unternehmerischen Selbst entwickelt. Das Ökonomische ist vor diesem Hintergrund nicht ein

„fest umrissener und eingegrenzter Bereich menschlicher Existenz, sondern umfasst prinzipiell alle Formen menschlichen Verhaltens“ (Bröckling/Krasmann/Lemke 2000, 16),

was zu einer

„Art ökonomischer Analyse des Nicht-Ökonomischen“ (GG II, 336 f.)

führt.⁸⁰

„If the market teaches the manner in which we should guide our own conduct, then the way in which we gain access to guidance regarding our conduct will be through the construction of markets.“ (Dean 1999, 160)

Auch auf Facebook entspricht die Anrufung der UserInnen diesem Subjektivierungsmodus: Facebook suggeriert den UserInnen, das eigene Profil sei quasi ein Unternehmen, dessen GeschäftsführerIn sie sein könnten. Wie schon in den letzten Kapiteln des Theorie-Teils erläutert wurde, lassen sich gegenwärtige gesellschaftliche Entwicklungen eines Regimes des Managements beobachten. Diese „totale Mobilmachung“ (Bröckling 2000) wird in der Anrufung der UserInnen als ManagerInnen ihrer eigenen Profile versinnbildlicht. Die UserInnen können sich schließlich nur dann immer wieder selbst evaluieren, wenn sie unentwegt an sich bzw. ihrem Profil arbeiten, es modellieren. Sie sind zu einer andauernden Erweiterung des Inhalts ihres Profils aufgerufen, die andauernd von den anderen UserInnen bewertet wird (siehe 4.2.6). Was Reichert als den Zweck von E-Portfolios definiert, kann in Bezug auf Facebook zwar vielleicht nicht als dessen „Ziel“ dargestellt werden, jedoch als eine Option, die Facebook den UserInnen bietet:

„Optimierung von mehr Flexibilität und Selbstverantwortung und die Fügbarkeit des Lebens unter die Zielvorgaben eines umfassenden Projektmanagements.“ (Ebd. 2008, 121)

So wie das Subjekt in der gegenwärtigen Gesellschaft ununterbrochen angerufen ist,

„(...) sein Profil nach Maßgabe des Marktes an Arbeitskräften zu optimieren und seine Arbeitsbiografie in kalkulatorischen Akten der Wahl zu modellieren“ (Reckwitz 2006, 500),

so wird auch das UserInnen-Subjekt auf Facebook zu einem ähnlichen Umgang mit seinem Community-Profil motiviert.

Die Interface-Technologien auf Facebook vervielfältigen die Anzahl der Testparameter und -verfahren nicht nur, sie verändern auch die Qualität der Evaluationspraxis: Auf Facebook umfasst sie – wie bereits im Rahmen der Foucaultschen Analyse der neoliberalen Anrufung als ‚Humankapital‘ geschildert

⁸⁰ Das Übergreifen marktökonomischer Mechanismen auf andere Bereiche bezeichnet Bröckling in systemtheoretischem Vokabular treffend als 'asymmetrische Interpenetration' zwischen dem Wirtschaftssystem und den übrigen Funktionssystem (2007, 37ff.), d.h. eine Hierarchisierung der symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien unter dem der Wirtschaft durch ein Umschreiben der Codierungen.

wurde – die gesamte Persönlichkeit und alle kreativen Potentiale des Subjekts, worauf im nächsten Kapitel noch genauer eingegangen wird. Innerhalb des Rahmens der „Authentizität“ wird eine Art beständige Entwicklung des eigenen Selbst verlangt: Lebenslang und lebensumfassend soll gelernt werden (vgl. Tuschling 2004, 152), um das eigene Humankapital zu steigern.

„In einem Kontroll-Regime hat man nie mit irgend etwas abgeschlossen.“
(Deleuze 1993, 251)

Das „Kontroll-Regime“ bezeichnet hierbei die permanente Aufforderung zur Selbstkontrolle: Die Art, wie Facebook die UserInnen adressiert, gleicht den Subjektivierungs-Mechanismen der post-disziplinaren Gesellschaften, die nicht darauf basieren, dass ein Souverän die Individuen oder ein Fabrikchef seine Arbeiter überwacht und diszipliniert, sondern darauf, dass die freien Subjekte sich selbst regieren bzw. registrieren und kontrollieren. Ohne dass es eine Personalabteilung, ein Einwohnermeldeamt oder die Polizei fordern würde, werden personenbezogene Daten auf Facebook geführt und aufgeführt. Im Rahmen der Selbstverwaltung wird die Statistik quasi angeeignet.

Die Voraussetzung hierfür ist die Freiheit der UserInnen: Zu nichts werden sie auf der Plattform gezwungen, alle Selbstverwaltungsoptionen sind eben Optionen und keine Voraussetzungen, um Mitglied zu bleiben. Die Profil-Bildung der UserInnen zeigt deren Akzeptanz des Formulars als einer adäquaten Form der Aufzeichnung von Daten und Informationen. Die UserInnen scheinen diese elektronische Wissenserfassung und -repräsentation als neutral, evident und selbsterklärend anzuerkennen (vgl. Reichert 2008, 98)⁸¹, ohne erst durch die Mitgliedschaft bei Facebook dazu verpflichtet worden zu sein. Miller und Rose, ebenfalls Anhänger von Foucaults Gouvernementalitätsanalyse, schreiben diesbezüglich über die mit der Freiheit einhergehenden Selbststeuerungsmechanismen:

„Verhalten (wird) nicht durch Zwang, sondern durch die Macht der Wahrheit, die Wirksamkeit der Vernunft und die verlockenden Versprechungen der ›Effektivität‹ geformt.“ (Miller/Rose 1994, 86)

⁸¹ „Einer solchen Akzeptanz liegen historische Lese- und Schreibgewohnheiten zu Grunde (Buchhaltung, Prüfungs- und Testverfahren), die dazu führen, dass die elektronischen Formulare als *gebräuchliche* und *geläufige* Wissensmanuale der empirischen Datenermittlung wieder erkannt werden. Insofern stützt sich die Formautorität elektronischer Formulare weniger auf die individuelle Autorisierung des Dokumentes durch Institutionen, sondern ist von der kulturellen Akzeptanz der Form abhängig. Die fraglose Überzeugungskraft des Formulars basiert wesentlich auf historisch gemachten Erfahrungen mit dieser Form, d.h. dem *Wiedererkennen* der Form.“ (Reichert 2008, 98)

Was aber bedeutet Effektivität auf Facebook? Ein Teil des Subjektivierungsregimes von Facebook wird in diesem Gliederungspunkt der vorliegenden Arbeit in Form der Anrufung der UserInnen als unternehmerische Subjekte entziffert, die sich permanent selbst evaluieren und ihr Profil optimieren können/dürfen/sollen. Doch was gilt als „gut“ auf Facebook? Nach welchen Kriterien wird evaluiert und optimiert?

4.2.3 Anleitung zum „Anwenden“

Sobald die UserInnen auf Facebook ihr Profil angelegt haben, werden sie sowohl auf der Startseite als auch auf ihrer eigenen Profilseite mit diesem Kasten konfrontiert:



The image shows a screenshot of the Facebook 'Was machst du gerade?' (What are you up to?) activity box. At the top, the text 'Was machst du gerade?' is displayed in a bold, dark font. Below this is a large, empty white text input field. To the right of the input field is a blue button with the white text 'Posten'. Below the input field, there is a row of three icons with corresponding text: a link icon followed by 'Link', a photo icon followed by 'Fotos', and a video icon followed by 'Video'. The entire activity box is enclosed in a light gray border.

Abbildung 5: Zentrales Feld – Aktivitätsabfrage

Die Frage nach ihrer aktuellen Beschäftigung setzt voraus, dass die UserInnen gerade „etwas machen“. Notieren sie das in dem weißen Feld und drücken den Button „Posten“, erscheint diese Notiz auf den Pinnwänden aller „Freunde“. Es wird suggeriert, die eigene Beschäftigung sei für andere von Interesse, müsse mitgeteilt werden. Der Kasten verschwindet nicht, sobald sie gepostet haben, was sie gerade machen – etwas Neues muss „gemacht“ werden. Die Frage und das auszufüllende Feld thronen beständig am oberen Ende der jeweiligen Seite und erinnern die UserInnen fortwährend daran, dass sie aktiv sein und dies kommunizieren müssen.

Die andauernde Berichterstattung über ihre jeweilige Beschäftigung können sie durch die Optionen, Links, Fotos oder Videos hinzuzufügen, erweitern. Diese drei Optionen gehören zu den „Anwendungen“ auf Facebook. Es gibt dort zwei Arten von „Anwendungsbereichen“: Zum einen solche, die die MacherInnen der Plattform vor dem Start der Seite entwickelt haben, die also von Anfang an ein zentrales Element bildeten. Und des Weiteren „Anwendungsbereiche“, die von den UserInnen selbst kreiert wurden und werden können. Während die „Anwendungsbereiche“ der ersten Kategorie von Anfang an einen unveränderlichen

und konstituierenden Teil der Plattform bildeten, verändern sich die „Anwendungsbereiche“ der zweiten Kategorie kontinuierlich.

Die festen „Anwendungsbereiche“ sind: „Fotos“, „Video“, „Links“, „Notizen“, „Veranstaltungen“, „Gruppen“. Diese „Bereiche“ werden den UserInnen auf der Startseite von Facebook zweimal präsentiert. Einmal geschieht dies als ein Streifen am unteren Rand der Seite in Form von Symbolen:



Abbildung 6: Anwendungsverzeichnis in Symbolen

Dieser untere Rand der Facebook-Seite bleibt vorhanden, auch wenn die UserInnen von der Startseite weg klicken und andere Felder öffnen. Somit bleiben die Symbole, welche die UserInnen an die fünf „Anwendungsbereiche“ erinnern, permanent präsent.

Des Weiteren werden diese Zeilen auf der Startseite und der Profilseite immer direkt oben links gezeigt:

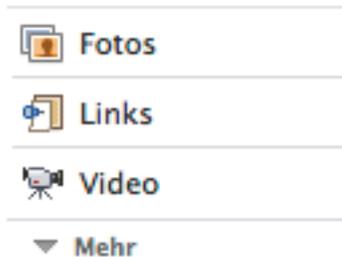


Abbildung 7: Erweitertes Anwendungsverzeichnis

Wie schon im ersten Kasten mit der Frage „Was machst Du gerade?“ nehmen die drei Optionen „Fotos“, „Links“ oder ein „Video“ hinzuzufügen auch in dieser Zeilen-Anordnung eine exponierte Stellung im Rahmen der Anwendungsbereiche ein. Deshalb sollen sie auch im Folgenden genauer betrachtet werden, bevor anschließend die den UserInnen gebotene Möglichkeit, selbst Applikationen zu erfinden und hinzuzufügen, erläutert wird.

Der Bereich „Fotos“ umfasst sowohl die Möglichkeit, beständig neue Fotos aus dem Alltag oder dem Urlaub zu präsentieren, als auch ein „Profilbild“ zu wählen:

„Lächle, du bist auf Facebook. Ein Profilbild erleichtert es deinen Freunden, dich zu erkennen, vor allem, wenn du einen weitverbreiteten Namen hast. Darüber hinaus bietet das von dir ausgewählte Bild eine weitere Möglichkeit, deine Persönlichkeit gegenüber Freunden und Familie auszudrücken. Wenn du ein Profilbild aussuchst, empfehlen wir dir ein Foto zu verwenden, das dich am besten darstellt (...).“⁸²

Facebook vermittelt den UserInnen den Eindruck, es sei selbstverständlich und auch notwendig, sich der Community auf mindestens einem Foto zu zeigen. Die Anleitung, Fotos hoch zu laden, ist mit der Aufforderung verbunden, sich sowohl zu „erkennen“ zu geben als auch die eigene „Persönlichkeit“ auszudrücken. Einerseits wird dabei erneut an den Identitätszwang und andererseits auf die schöpferischen Potentiale verwiesen, welche die Plattform bietet. Wobei sich dieses Schöpferische eben auf einen begrenzten Rahmen bezieht und auf keinen Fall ein schöpferisches Handeln in Bezug auf die eigene „Identität“ bedeutet.

Die Anzahl der Profilbilder pro UserIn ist nicht beschränkt – es können also permanent neue Bilder hinzugefügt werden. Was voraussetzt, dass sich die UserIn selbst andauernd fotografieren (lassen). Innerhalb der Rahmen-Bedingungen, sich „echt“ zu präsentieren, lässt die Seite den UserInnen den Spielraum, selbst zu entscheiden, wie viele Fotos sie dafür benötigen und vor allem, welche Art von Bildern sie „am besten darstellen“ – wobei diese Formulierung impliziert, dass ein Foto nicht automatisch das „Selbst“ zeigt, sondern dass überlegt selektiert werden soll, welches am besten passt.

Dafür müssen sie die Bilder von sich selbst quasi mit dem Auge einer Jury betrachten, selbst zu Models oder SchauspielerInnen und gleichzeitig zu deren AgentInnen werden:

„Durch die Präsentation in einem Photo finden sich die Individuen buchstäblich in der Position von Leuten wieder, die für die Schönheitsindustrie (...) arbeiten, das heißt, sie finden sich in einer Position wieder, a) die ihnen ein Höchstmaß an Bewusstsein für ihre physische Erscheinung abverlangt; b) in der ihr Körper die Hauptquelle sozialer und ökonomischer Werte ist; c) wo sie über ihren Körper in Konkurrenz zu anderen treten; d) wo ihr Körper und ihre Erscheinung insgesamt öffentlich ausgestellt werden.“ (Illouz 2004, 123)⁸³

⁸² Unter: <http://www.facebook.com/help.php?ref=pf>

⁸³ Diese Aussage macht Eva Illouz in ihrem Buch „Gefühle in Zeiten des Kapitalismus“ (2004) vor dem Hintergrund der Analyse von Online-Partner-Such-Diensten.

Sie sollen sich selbst bzw. ihren Körper gewinnbringend, also aufmerksamkeitsbringend, vermarkten.

Unter den selben Prämissen werden die UserInnen auch dazu aufgefordert, „Alben zu erstellen“: Mehrere Fotos können in verschiedenen digitalen Ordnern zusammengefügt und dann mit einem bestimmten Titel versehen werden. Dabei wird den UserInnen die Möglichkeit geboten, den eigenen Alltag andauernd zu dokumentieren und für den Kreis der „Freunde“ offensichtlich zu machen.



Abbildung 8: Foto-Verzeichnis

Unter „Neueste Alben“ werden die aktuellen Alben der „Freunde“ angezeigt. Es tauchen immer diejenigen Alben auf den Seiten aller „Freunde“ an erster Stelle auf, die zuletzt aktualisiert bzw. angelegt wurden. Je öfter die UserInnen folglich die Anwendung „Fotos“ bedienen, desto mehr Aufmerksamkeit erreichen sie innerhalb ihres „Freundeskreises“. Der Häufigkeit der Bedienung dieser Anwendung ist dabei keine Grenze gesetzt; die Möglichkeit der andauernden Foto-Dokumentation des eigenen Lebens wird nämlich durch die Option „Handy Fotos“ insofern erweitert, als sie komplett unabhängig von einem Ort wird: Alle UserInnen können mit ihren Handys Fotos schießen und diese sogleich per sms auf Facebook stellen, ohne dass sie dafür eine Internetverbindung, also den direkten Zugriff auf ihren Account benötigen. „Lade Fotos von Deinem Handy hoch“ – der Imperativ drückt die Anrufung der UserInnen aus, sich selbst durch das Foto-Objektiv andauernd zu beobachten und diese Beobachtung der eigenen Community vorzulegen.

„Lade deine Fotos hoch: Facebook ist die Nummer Eins unter den Seiten im Internet mit denen Nutzer Fotos miteinander teilen können. Es ist ganz einfach, Fotoalben mit anderen Personen auf Facebook und außerhalb zu teilen. Wenn du das tust, wirst du erfahren, wie du dich und deine Freunde auf Fotos „markieren“ kannst. Dies erleichtert es anderen alle Fotos mit dir anzusehen.“⁸⁴

⁸⁴ Unter: <http://www.facebook.com/help.php?ref=pf>

„Markiert“ wird man, sobald ein anderes Facebook-Mitglied die auf dem Foto gezeigte Person mit dem Namen bezeichnet, den man als UserIn auf Facebook hat. Sobald eineR der eigenen Facebook-„Freunde“ also auf einem Foto auftaucht und sein/ihr Name damit verlinkt wird, wird das entsprechende Bild gezeigt, auch wenn man mit der Person, die es aufgenommen und veröffentlicht hat, keine Facebook-Verbindung hat. Diese Fotos erscheinen alle im Ordner „markierte Freunde“.

Der Anwendungsbereich „Video“ dient als Erweiterung aller „Foto“-Funktionen:



Abbildung 9: Video-Anleitung

Klicken die UserInnen auf die „Anwendung Video“ öffnet sich ein Feld, in dem das letzte Video, das eineR ihren „Freunden“ hochgeladen hat oder in dem einer von den „Freunden“ „markiert“ wurde. Auch alle älteren Videos von Freunden werden gezeigt; es wird sofort darüber informiert, wenn jemand ein neues Video postet bzw. auch, wenn die Freunde in Videos von UserInnen, die nicht zum „Freundeskreis“ gehören, in Videos „markiert“ werden.

Der Prozess des Markierens läuft also bei dieser „Anwendung“ genauso ab wie bei „Fotos“. „Video“ bietet ansonsten auch beinahe die selben Möglichkeiten wie „Fotos“: Sogar über das Handy können die UserInnen Videos aufnehmen und diese dann direkt vom Handy aus an Facebook schicken. Die UserInnen werden dabei folglich zu einer andauernden Live-Übertragung ihres Lebens angeleitet. Sie selbst sollen quasi als der eigene „Big Brother“ fungieren und dessen überwachenden Blick kontinuierlich mit ihrem Freundeskreis teilen.

Der Untertitel von „Video“ lautet: „Dein Leben in Bewegung“, was erneut als Anrufung eines aktiven UserInnen-Subjekts verstanden werden kann. Außerdem werden die UserInnen in dieser „Anwendung“ noch dazu aufgefordert, „Videonachrichten“ mit einer Webcam aufzunehmen und zu versenden. Nachrichten an ihre „Freunde“ können die UserInnen zwar in Schriftform verfassen, doch werden sie dazu angeleitet, zusätzlich eine Videobotschaft aufzunehmen und im Anhang zu versenden. Die UserInnen sollen sich hierbei wie FernsehmoderatorInnen direkt in die Kamera schauend an ihr Publikum richten, um sich oder einen anderen Inhalt mitzuteilen:

The image shows a screenshot of a Facebook interface for sending a message. At the top, there is a blue header with the text "Nachricht senden". Below this, the form is organized into several sections. The first section is labeled "An:" and contains a dropdown menu with the name "Adonai Amouzou" and a small 'x' icon to its right. The second section is labeled "Betreff:" and contains an empty text input field. The third section is labeled "Nachricht senden:" and contains a large, empty text area with a small cursor icon at the bottom right. Below the text area, there is a section labeled "Anhängen:" with two options: "Video aufnehmen" (with a video camera icon) and "Link posten" (with a link icon). At the bottom of the form, there are two buttons: a blue "Senden" button and a white "Abbrechen" button with a grey border.

Abbildung 10: Formular zum Versenden einer Nachricht

Insgesamt werden die UserInnen im Rahmen von „Video“ somit sowohl als DokumentarfilmerInnen des eigenen Lebens („Dein Leben in Bewegung“), als SchauspielerInnen in diesen Filmen und auch als NachrichtensprecherInnen angerufen, die vor der Kamera eine bewusste Performance zur Nachrichtenvermittlung bieten können. So wird „Video“ als eine „Anwendung“ beschrieben, mit der die UserInnen ihre „Freunde“ teilhaben lassen, unterhalten und informieren sollen.

Die Anleitung zum Hochladen von Fotos und Videos entspricht der andauernden Anrufung der UserInnen als aktive und diese Aktivität allen kommunizierende Subjekte. Sie stellt eine Option dar, der Facebook-Community

permanent Antwort auf die über allem prangende Frage „Was machst Du gerade?“ anschaulich zu unterbreiten.

Doch die Facebook-UserInnen werden nicht nur „draußen“, sondern auch im Netz zur Partizipation, Eigeninitiative und Aktivität aufgerufen: So stellt die „Anwendung Links“ die Option dar, auch alles, was die UserInnen im Netz „erleben“ den anderen Facebook-Mitgliedern permanent mitzuteilen. Ihr Leben insgesamt, also auch jede Aktion im Internet sollen die UserInnen lückenlos dokumentieren und sichtbar machen und das Leben der anderen UserInnen permanent mitverfolgen.

So werden alle gleichsam zu ÜberwacherInnen und selbst zum Objekt. Dieses Schema gleicht zwar einem panoptischen Modell, wie es in Kapitel 3.2.1 beschrieben wurde, weist jedoch einen gravierenden Unterschied zur Gefängnismetapher auf, in der die Individuen schließlich unterworfen werden: Die Freiwilligkeit.

„Die fremd gesteuerte Selbststeuerung ist (...) nicht als repressive Machtpraxis zu verstehen, vielmehr leitet sie das Individuum zur wohlüberlegten Veröffentlichung bestimmter Inhalte an.“ (Franz 2005, 14 f.)

Dass „wohlüberlegt“ treffend ist, soll hier nicht behauptet werden, doch Franz' Zitat impliziert eben auch, dass die UserInnen von Facebook ihre Webcam, ihr Kameraobjektiv freiwillig auf sich selbst wenden.⁸⁵ Für Thomas Y. Levin (2001), der in seinem Aufsatz „Die Rhetorik der Überwachung“ über die Beobachtung in den zeitgenössischen Medien schreibt, ist dieses Prinzip sogar notwendig geworden:

„Heutzutage hat der überwachende Blick (möglicherweise zum ersten Mal) seine abschreckende Wirkung voll und ganz verloren, wurde er im Gegenteil zu jenem Blick umgedeutet, der einem Ereignis überhaupt erst den Status der Realität verleiht.“ (ebd., 10)

Das lässt sich auf Facebook insofern anwenden, als dass die UserInnen von der Community gar nicht wahr genommen werden, wenn sie nicht andauernd etwas „posten“, also schreiben, was sie gerade tun, Fotos von sich hoch laden, Alben anlegen, Videos aufnehmen und veröffentlichen oder mit Links angeben, wo sie sich im Internet aufhalten. Je öfter sie dies tun, desto häufiger tauchen sie automatisch auf den Startseiten aller ihrer Freunde auf, desto mehr Aufmerksamkeit bekommen sie. Wer sein Profil durch diese „Anwendungsmöglichkeiten“ nicht andauernd weiterentwickelt und –gestaltet, wird in der Community nicht wahrgenommen.

⁸⁵ Auf diesen Vergleich wird in 4.2.6 noch genauer eingegangen.

Die Hervorbringung intimer Bekenntnisse im Rahmen der andauernden Aktualisierung, Erneuerung und Erweiterung des eigenen Profils ist wiederum von Nöten, um die Aufmerksamkeit anderer UserInnen auf sich zu ziehen, um ein Feedback zu erhalten. Wer nicht aktiv ist auf seinem Profil, wer sich nicht genügend medial inszenieren kann, sich selbst bzw. das eigene Profil nicht immer wieder kreativ modifiziert, wird nicht angeklickt und erst recht auch keinen Kommentar auf seiner Pinnwand finden. Die auf Facebook allseits auffindbaren Aufforderungen zum Bewerten und Kommentieren erzeugen

„eine permanente Spannung zwischen dem vorgeblich unerschöpflichen Experimentalismus“ der UserInnen und den Anweisungen der technischen Vorgaben „zur ‚rationalen‘ Selbstführung wie sie die Ranking-Tools (...) suggerieren“ (Reichert 2008, 132).

Im „Anwendungsverzeichnis“ sind alle Applikationen der zweiten, oben bereits erwähnten Kategorie, die die UserInnen selbst erfunden und hinzugefügt haben, aufgelistet, wie z.B. Spiele, Test- und Rankingverfahren. Sie sind unterteilt in: „Derzeit beliebt“, „Aktivste Nutzer“, „Neueste“. Unter „Derzeit beliebt“ werden die Anwendungen, die von UserInnen monatlich am meisten genutzt werden, aufgelistet. Somit können die UserInnen stets sofort überprüfen, ob ihre Erfindungen bei den anderen gut ankommen.

Um selbst eine „Social Application“ zu kreieren, müssen die UserInnen sich die Entwickler-Anwendung und die Kunden-Datenbank herunterladen. Das können sie unter der Rubrik „Facebook Developers“ (bislang nur auf englisch verfügbar). Dort werden sie dazu angeleitet, der „developer community“ beizutreten und somit das Netz „sogar noch sozialer“ zu machen. Während dabei zum einen vermittelt wird, das Netz bzw. die Plattform Facebook selbst sei ein für alle UserInnen gleichermaßen frei gestaltbarer Raum, werden die UserInnen zum anderen als eigenverantwortlich für die Qualität von dessen Gestalt und für dessen Ausmaß an Sozialität angerufen. Sie werden dabei gleichzeitig als soziale sowie als kreative Subjekte adressiert, die der gesamten Facebook-Community einen Dienst als Schöpfer einer eigenen Applikation erweisen sollen.

In diesen Grundsätzen zur Gestaltung einer Applikation wird den UserInnen zunächst vermittelt, die Applikationen sollten „sinnvoll“ sein. Diese Anweisung wird in den vier Schlagwörtern „sozial“, „nützlich“, „ausdrucksstark“ und „bindend“ genauer definiert.

„1. Social: Helps users interact and communicate more effectively by using information from the social graph. A social application is one that is made better by the presence or involvement of friends. At minimum, applications are social when they use information from the social graph to help users

Applications should be Meaningful.

1. Social: Helps users interact and communicate more effectively by using information from the social graph

A social application is one that is made better by the presence or involvement of friends. At minimum, applications are social when they use information from the social graph to help users interact and communicate more effectively. An indicator of when they are deeply social is when the involvement from friends actually improves the core user experience of the application itself.

2. Useful: Delivers value to users by addressing real world needs, from entertainment to practical tasks

Users value applications that solve everyday problems for them, or make tasks less arduous. Useful applications often address challenges that existed before Facebook even existed. Consider how often and for what areas you turn to friends and family to answer questions or solve problems. Useful social applications can address those areas at a scale impossible in the offline world.

3. Expressive: Enables users to share more about who they are and about the world around them.

At the core of Facebook are real users with real identities. An expressive application helps users to share more about themselves with their friends and family. Whether applications help users create their own written, graphical, or video content; or affiliate with hobby or interest; or take a political stance; they can help users give those around them a new, personal perspective on the world.

4. Engaging: Provides a deep experience that users want to come back to regularly

Engaging applications naturally compel users to come back again, and again... and again. Applications that are interesting, useful, or entertaining may draw users in to engage with it for long periods of time. Other highly relevant applications may experience shorter bursts of engagement (just a couple of minutes), but users might come back daily or multiple-times per day (or hour!) to use it. Either way, applications can offer a compelling value proposition that draws users back.

Abbildung 11: Grundsätze zur Gestaltung einer Applikation

interact and communicate more effectively. An indicator of when they are deeply social is when the involvement from friends actually improves the core user experience of the application itself.“

Als sozial wird eine Applikation dann bezeichnet, wenn sie anderen UserInnen dazu verhilft, „effektiver“ zu interagieren und zu kommunizieren. Schon in dieser Formulierung kommt die Anrufung der UserInnen als aktive und kommunikative Subjekte zum Tragen wie sie dem Leitbild der neoliberalen Rationalität und den in Kapitel 3.2.3 erläuterten Arbeitsverhältnissen entspricht. So können die UserInnen von Facebook im Rahmen dieser Anwendungen quasi für eine postfordistische Arbeitswelt trainieren, indem sie einerseits selbst kreativ werden, selbst wie Web-Designer eine Applikation kreieren sollen und andererseits sozial im Sinne von kommunikativ sein und zur Kommunikation inspirieren sollen. Die Formulierung „effektiver“ verweist in diesem Zusammenhang auf die Verwendung von Wörtern aus ökonomischen Kontexten für die Beschreibung sozialer Belange, was wiederum für die zunehmende Verknüpfung vormals stärker separierter Felder der Berufswelt und des Privatlebens in

gegenwärtigen Gesellschaften steht. Wie schon an anderer Stelle erklärt, wird Arbeit dabei zunehmend verstanden

„(...) als kommunikative Arbeit in der industriellen Produktion, die neuerdings in Netzwerken der Information verknüpft ist; als interaktive Arbeit im Umgang mit Symbolen und bei der Lösung von Problemen; und als Arbeit bei der Produktion und Manipulation von Affekten“ (Hardt/Negri 2002, 44).

Kommunikativität, Affektivität und Interaktivität werden als Schlüsselqualifikationen vermittelt, um in der prekären Arbeitswelt überhaupt als existenzfähig zu gelten.

Auch im zweiten Punkt dieser Liste kommt die Anrufung der UserInnen als unternehmerisches Selbst zum Ausdruck, das „Nützliches“ produzieren soll.

„2. Useful: Delivers value to users by addressing real world needs, from entertainment to practical tasks. Users value applications that solve everyday problems for them, or make tasks less arduous. Useful applications often address challenges that existed before Facebook even existed. Consider how often and for what areas you turn to friends and family to answer questions or solve problems. Useful social applications can address those areas at a scale impossible in the offline world.“

Als nützlich wird in diesem Kontext das bezeichnet, was „Probleme löst“ und den anderen UserInnen dabei hilft, bestimmte „Aufgaben“ zu erfüllen. Dabei wird zunächst impliziert, die UserInnen hätten Probleme, die es zu lösen, und Aufgaben, die es zu erfüllen gilt, Probleme, für deren Lösung sie selbst verantwortlich seien. Gegenseitig sollen sie sich dabei helfen, indem sie entsprechende Anwendungen kreieren, dabei aber kalkulieren, ob diese auch tatsächlich sinnvoll und nicht nur „l’art pour l’art“ sind. Das Subjektivierungsregime von Facebook entspricht auch in diesem Kontext der neoliberalen Gouvernamentalität:

„Das Spezifikum der neoliberalen Rationalität liegt in der anvisierten Kongruenz zwischen einem verantwortlich-moralischen und einem rational-kalkulierenden Subjekt. Sie zielt auf die Konstruktion verantwortlicher Subjekte, deren moralische Qualität sich darüber bestimmt, daß sie die Kosten und Nutzen eines bestimmten Handelns in Abgrenzung zu möglichen Handlungsalternativen rational kalkulieren.“ (Lemke 2000, 40)

Im dritten Punkt, der die grundsätzlichen Anweisungen zu den Applikationen erläutert, kommt erneut der Authentizitätsappell zur Sprache, welcher sowohl schon bei der Profilbildung als auch im Bereich „Fotos“ und „Video“ eine große Rolle spielte.

„3. Expressive: Enables users to share more about who they are and about the world around them. At the core of Facebook are real users with real identities. An expressive application helps users to share more about themselves with their friends and family. Whether applications help users create their own written, graphical, or video content; or affiliate with hobby or interest; or take a political stance; they can help users give those around them a new, personal perspective on the world.“

Nun werden die UserInnen allerdings dazu aufgefordert, andere Facebook-Mitglieder dabei zu unterstützen, sich möglichst authentisch zu präsentieren, möglichst viel von ihrem „wirklichen Selbst“ darstellen zu können. Den UserInnen wird nahe gelegt, Applikationen zu erstellen, die dazu dienen, die Erfassung von persönlichen Informationen anderer UserInnen noch stärker auszubauen.

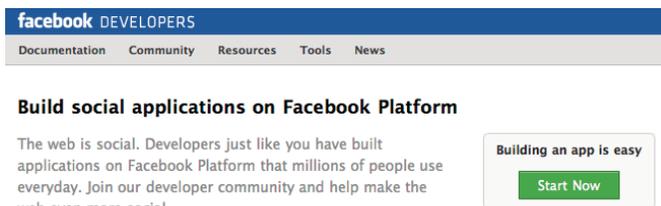
Im vierten Punkt wird eine Applikation als „sinnvoll“ dargestellt, wenn sie von den Facebook-UserInnen immer wieder genutzt wird, wenn sie die UserInnen bindet.

„4. Engaging: Provides a deep experience that users want to come back to regularly. Engaging applications naturally compel users to come back again, and again... and again. Applications that are interesting, useful, or entertaining may draw users in to engage with it for long periods of time. Other highly relevant applications may experience shorter bursts of engagement (just a couple of minutes), but users might come back daily or multiple-times per day (or hour!) to use it. Either way, applications can offer a compelling value proposition that draws users back.“

Dazu müssen die Ideen der UserInnen verwertbar sein, einen gemeinsamen Mehrwert für die Facebook-Community produzieren.

„Die Innovation der kreativen Arbeit kann nicht bloß Kreativität sein, sondern muss eine für Dritte begehrten Innovation produzieren.“ (Reckwitz 2006, 517)

Wenn die UserInnen diese „Principles“ gelesen haben, gelangen sie zu folgendem Feld:



The screenshot shows the top part of the Facebook Developers website. At the top is a blue navigation bar with the text "facebook DEVELOPERS". Below this is a grey navigation bar with links for "Documentation", "Community", "Resources", "Tools", and "News". The main content area features a promotional banner with the heading "Build social applications on Facebook Platform". The text below the heading reads: "The web is social. Developers just like you have built applications on Facebook Platform that millions of people use everyday. Join our developer community and help make the web even more social." To the right of this text is a white box with a green border containing the text "Building an app is easy" and a green "Start Now" button.

Abbildung 12:
Anleitung zur
Entwicklung
eigener Anwendungen

Während schon der Beginn des Textes eine normative Setzung beinhaltet („The web is social.“), offenbart sich in der Formulierung „... help make the web even more social“ erneut, wie sehr der Ausbau der Gestaltung des eigenen Selbst mit der Fremdsteuerung verknüpft ist: Facebook ermöglicht den UserInnen nicht nur, eigenmächtig neue Tools bzw. Applikationen hinzuzufügen, sondern erinnert sie auch daran, dass erst die Nutzung dieser Möglichkeit die Ideen der Partizipation und Emanzipation realisieren und somit die Realisierung von social software, ja des Web 2.0 an sich bedingen. Dadurch werden die UserInnen als Individuen angerufen, die zur eigenmächtigen Gestaltung ihres Profils befähigt *und* verpflichtet sind. Der Hinweis, „Building an app is easy“, direkt über dem „Start Now“-Button relativiert zwar den Imperativ der Formulierungen links daneben, steht dabei aber erst recht für das Empowerment der UserInnen: Er soll die UserInnen motivieren, selbst Verantwortung für die Gestaltung des Netzes zu übernehmen.

Wenn die UserInnen die entsprechende Software herunter geladen haben, können sie eine „Anwendung“ entwickeln, veröffentlichen und anschließend deren „Erfolg“ auf Facebook mitverfolgen: Es wird ununterbrochen gemessen und für alle ersichtlich dokumentiert, wie viele andere und welche anderen UserInnen die neue Applikation wie oft und wann nutzen und wie sie diese bewerten und kommentieren. Ob

„etwas kreativ ist oder nicht, zeigt sich damit erst im Nachhinein, wenn es anderen gefällt, einleuchtet oder brauchbar erscheint, kurzum: wenn es Wertschätzung erfährt, zumindest aber Aufmerksamkeit binden kann“ (Bröckling 2004, 142).

Die Qualität der Kreativität der UserInnen lässt sich messen über die Nutzung durch die

„notwendige, affektiv besetzte Kreativitätsgemeinschaft“ (Reckwitz 2006, 524 f.).

Somit wird sowohl die Abhängigkeit dessen, was bei Facebook unter Kreativität zu verstehen ist, von der Partizipation der Community zum Ausdruck gebracht, als auch dessen Verschränkung mit einem ökonomischem Konkurrenzkampf um die Aufmerksamkeit der anderen UserInnen: Der Imperativ permanenten Kommunizierens ist an „unentwegte schöpferische Anstrengung“ (ebd.) gebunden und eben an einen unternehmerischen Umgang damit gebunden: Entscheidend ist nicht nur Kreativität, sondern „kreativer als die anderen“ (Bröckling 2004, 142) zu sein.

4.2.4 Selbstgestaltung

Während die UserInnen einerseits als „authentische“ Subjekte mit einer erfassbaren Identität angerufen werden, wird ihnen andererseits vermittelt, ihr Selbst sei eine Art Projekt, das es kontinuierlich zu entwickeln, zu vermarkten und zu optimieren gilt. Dazu gehören sowohl die ihnen nahe gelegten Prozesse der Selbstevaluation, die im vorigen Abschnitt genauer erläutert wurden, als auch die der andauernden Weiter- und Ausgestaltung der eigenen Selbstpräsentation.

„Die Individuen werden heute dazu angehalten zu leben, als ob sie ein Projekt aus sich selbst machten. Sie sollen an ihrer Emotionenwelt arbeiten, an ihren häuslichen und ehelichen Abmachungen, ihren Beziehungen mit der Arbeit und ihren sexuellen Lusttechniken, sie sollen einen Lebensstil entwickeln, der ihren Existenzwert ihnen selbst gegenüber maximiert.“ (Rose zitiert nach Bröckling 2007, 280)

Die Plattform bietet den UserInnen dabei die bereits besprochenen Optionen, schöpferisch tätig zu werden, sich selbst zu gestalten, aus ihrem Leben eine Performance und aus sich selbst ein Kunstwerk zu machen.

Während die Profilbildung durch die elektronischen Raster und vorgegebenen Selbstbeschreibungsmöglichkeiten zur homogenisierenden Erfassung aller UserInnen führt, ermöglicht dagegen der komplette Anwendungsbereich den UserInnen, sich als einzigartig und besonders aufmerksamkeitswürdig darzustellen. Doch dass die UserInnen sich hierbei von hegemonialen Attraktivitätsvorstellungen befreien könnten und sich quasi außerhalb des Wissen-Macht-Feldes performen, performativ erfahren, ist mit Foucault kaum denkbar. Deshalb scheinen sowohl Sherry Turkle als auch andere, die deren Aufsätzen folgend über „Inszenierung im Cyberspace“ schreiben und dabei auf poststrukturalistische Ideen verweisen, teilweise so utopisch in Anbetracht der Facebook-Strukturen. So fasst folgende Aussage eher zusammen, wozu Facebook die sich inszenierenden UserInnen gerade nicht anruft:

„Technosoziale Selbstinszenierung bietet ästhetische Potentiale, seinen eigenen Körper, Seele und Geist anders kennen zu lernen und zu entdecken“ (Otte 2008, 3).⁸⁶

⁸⁶ Auch andere aktuelle Arbeiten greifen auf Turkles Konzept des Identitätsspiels zurück (vgl. Roesler 2007, Zhao et al. 2008). Weitere komplexe Bearbeitungen der Frage der Körperlichkeit im Internet, die sich weniger an Turkle orientieren, finden sich unter anderem bei Müller (1997), Featherstone/Burrows (1995) oder Ploderer et al. (2008).

In Anbetracht der Aufforderung von Facebook, die UserInnen sollten sich auf Fotos und in Videos darstellen, um „noch authentischer“ und „echter“ zu wirken, werden sie weniger dazu inspiriert, mit ihrem Selbst zu spielen und sich als entkörperlichte, von hegemonialen Schönheitserfahrungen befreite Cyberwesen zu erfahren. Eher lässt sich wohl folgende Aussage, die Eva Illouz vor dem Hintergrund der Analyse von Partnerschaftsseiten trifft, auch auf die Abbildungsanweisungen von Facebook übertragen:

„Trotz der entkörperlichten Aspekte des Internets sind Schönheit und Körperlichkeit omnipräsent, gerade weil sie zu geronnenen, festen Bildern werden, die den Körper in die ewige Gegenwart der Photographie bannen, und gerade weil diese Photos Teil eines konkurrenzorientierten Markts ähnlicher Photographien sind, generieren die Online-Partnersuchdienste intensive Praktiken körperlicher Selbsttransformation.“ (Illouz 2004, 123)

Ein weiterer wichtiger Aspekt wird in diesem Zitat angesprochen: Die UserInnen werden auch im Hinblick auf die Selbstdarstellungsmöglichkeiten als um Aufmerksamkeit konkurrierende Subjekte angerufen, insofern als dass sie ähnliche (Facebook gibt schließlich auch hierfür schon graphisch Formate vor) und deshalb vergleichbare Fotos und Videos zeigen sollen. Die UserInnen konkurrieren also um die Aufmerksamkeit der anderen und sollen sich und den dokumentierten Alltag deshalb möglichst anziehend vermarkten. Ein eigenes Image sollen die UserInnen gestalten, als wären sie die kreative Marketingabteilung ihrer Facebook-Ich-AG:

„Der Zwang zur Imagebildung in sozialen Netzwerken führt zur *Stilisierung der Lebensführung* und zur *Ästhetisierung des Alltagslebens*.“ (Reichert 2008, 76)

Da der persönliche Lebenslauf ständig von allen beobachtet werden kann, können die UserInnen ihr eigenes Leben verstehen als eine Art Fernsehserie, für deren Fortsetzung sie täglich eine hohe ZuschauerInnenquote mobilisieren sollen. Dabei werden sie quasi als ProduzentInnen und ManagerInnen ihrer eigenen Doku-Daily-Show angerufen, die die Konkurrenz aller anderen Facebook-UserInnen strategisch berücksichtigen sollen. Diese Überlegungen erinnern an die unternehmerischen Wettbewerbsvorteile des Selbst, wie sie die neoliberalen Humankapitaltheorien thematisieren. Im Anwendungsbereich von Facebook überlagern sich diese Ideen mit

„(...) *kreativitätspsychologischen* Diskursen, die Kreativität als bedeutendes Potenzial bei subjektorientierten Arbeitsprozessen hervorheben“ (Reichert 2008, 120).

Dabei nimmt die Projektorientiertheit der eigenen Selbstdarstellung

„(...) zentrale Aufforderungen ästhetischer Subjektivation wie etwa die ‚Freude am kreativen Prozess‘ und die ‚Aufhebung der Grenzen von Arbeit und Leben‘ auf (...)“ (ebd., 121)

und verlangt dabei eine

„(...) ambivalente Praxis, in der sich Individuen gegenüberstehen, die sich jeweils selbst zu entfalten suchen und andererseits mit ihren Selbstdarstellungen auf Aufmerksamkeitsmärkten miteinander konkurrenzieren“ (ebd.).

Die Totalität der Anrufung innerhalb der digitalen Technologien fundiert somit ein unternehmerisches Kreativsubjekt, welches sich anhand von ambivalenten Selbstpraktiken übt⁸⁷. Kreativität dient als eines der zentralen Elemente des Unternehmerischen, und das gilt besonders im Rahmen des zweiten Anwendungsbereichs von Facebook, wo die UserInnen selbst Applikationen entwerfen sollen. So gilt es auf Facebook, sich und die Plattform durch die eigens gestalteten Anwendungen zu optimieren, sich als kreatives Subjekt zu erfahren, neue Möglichkeiten zu entdecken. Wie schon weiter vorne in diesem Kapitel und vor allem auch in 3.2.3 erläutert, führt der Strukturwandel in der Arbeitswelt auch dazu, dass verstärkt berufsbegleitendes Lernen verlangt wird und quasi nie ausgelernt wird. Deleuze spricht im Kontext des postfordistischen Arbeitsregimes vom Prinzip der „permanenten Weiterbildung“ (ebd. 1993, 257), was wiederum Opitz aufgreift:

„Das unternehmerische Selbst sorgt sich um die Bewahrung, Reproduktion und Mehrung seines Humankapitals. Zu diesem Zweck unterwirft es sein gesamtes Leben marktwirtschaftlichen Kalkulationen, die ihm sagen, in welche persönlichen Vermögen investiert werden muss“ (Opitz 2004, 150).

Investiert werden soll auf Facebook in eine anziehende Selbstdarstellung und kreative Tätigkeit, denn nur wenn die UserInnen sich selbst fotografieren, filmen und beschreiben und diese Darstellung immer wieder aktualisieren oder eben selbst etwas Neues kreieren, werden sie auf Facebook wahr genommen. Machen sie das nicht, dann tauchen sie gar nicht auf den Seiten der anderen UserInnen auf, dann geht ihr Profil unter, dann werden sie gar nicht wahrgenommen.

⁸⁷ Diese ambivalente Praxis wird im übernächsten Kapitel noch einmal thematisiert.

4.2.5 Anleitung zum Anfreunden

Genauso wie auch die Anrufung zur ständigen Selbst-Evaluation unter der Beobachtung der Community eben nur zum Tragen kommen kann, wenn die UserInnen vernetzt sind, sind die „Freunde“ auch bezüglich der Anrufung als kreatives Subjekt unabdingbar.⁸⁸

Die Profile der UserInnen sind auf Facebook nicht automatisch für die ganze Community sichtbar, sondern nur für die Mitglieder, die als „Freunde“ registriert wurden⁸⁹. Somit werden nur diejenigen UserInnen überhaupt wahrgenommen, die „Freunde“ haben. Wer keine Facebook-„Freunde“ hat, der/die braucht weder Videos noch Fotos hoch zu laden, nicht zu schreiben, was er/sie gerade macht und welche Links er/sie empfiehlt. Niemand würde es bemerken, sehen oder lesen. Die Inszenierung des eigenen Selbst braucht ein Publikum und die Evaluierung der eigenen Person eine wertende Jury. Dafür bietet Facebook den UserInnen bestimmte Interaktionsmöglichkeiten, wie die andauernden Update-, Beobachtungs- und Kommentarfunktionen. Durch sie werden die UserInnen daran erinnert, dass sie die Reaktion der anderen brauchen, dass sie einander kommentieren sollen – worauf unter dem Schlagwort „Feedback“ weiter unten noch genauer eingegangen wird. Hier sei zunächst festgehalten, dass auf Facebook gilt: Je mehr Freunde, desto besser. Diese Behauptung wird im Folgenden durch die Betrachtung der verschiedenen Aufforderungen zum „Anfreunden“ erklärt.

„Mache dir Facebook zu Nutze: Finde deine Freunde. Die meisten Facebook-Funktionen beruhen auf der Idee, dass es in deinem Leben Menschen gibt, mit denen du in Kontakt bleiben, die du auf dem Laufenden halten und mit denen du allgemein in Verbindung bleiben möchtest. Auf Facebook werden diese Leute, nachdem du mit ihnen verbunden bist, als Facebook-Freunde bezeichnet, egal ob sie deine besten Freunde, Familienmitglieder, Arbeitskollegen oder Bekannte sind. Wir haben für dich Möglichkeiten geschaffen, mit denen du auf einfache Weise deine Freunde finden kannst. Denn ohne Freunde kann sich Facebook ziemlich leer anfühlen.“⁹⁰

⁸⁸ Wer im Cyberspace nicht vernetzt, also nicht verlinkt ist, existiert quasi gar nicht: „(...) wenn man einen ‚Nichtwerker‘ (‚notworker‘) hätte, der sich selbst ‚performs‘, ohne verlinkt zu sein, würde er unsichtbar bleiben. Ohne die richtigen Links und Tags ist man inexistent. Darum wird die Selbst-Performance mit der Verlinkung identisch.“ (Lovink 2008, 316)

⁸⁹ Eine Eigenart von Facebook, die den UserInnen im Hinblick auf andere Communities wie z.B. StudiVZ, wo alle Profile zunächst für alle sichtbar sind, mehr Datenschutz und Privatsphäre vermittelt. Dass dies jedoch trügerisch ist, wird im letzten Kapitel angeschnitten, wenn die Nutzungsbedingungen von Facebook im Kontext der Ökonomisierung erwähnt werden.

⁹⁰ Unter: <http://www.facebook.com/help.php?ref=pf>

In dem obigen Text wird zum Ausdruck gebracht, welche Idee den Facebook-Funktionen zu Grunde liegen soll bzw. welche Funktion die Plattform zu erfüllen erklärt: Kontakte halten. Der letzte Satz dieses Texts klingt dabei wie eine Drohung, welche die UserInnen ahnen lässt, was passieren könnte, wenn sie dem Imperativ „Finde Deine Freunde“ nicht nachkommen, Facebook kann sich „ziemlich leer anfühlen“.

In diesem Text wird zwar nicht thematisiert, dass auf Facebook Kontakte geknüpft werden können. (Allein Menschen, die den UserInnen aus ihrem „realen“ Leben schon bekannt sind, werden in diesem Zusammenhang als diejenigen erwähnt, mit denen es sich auch auf Facebook anzufreunden gilt, um den Kontakt zu halten.) Betrachtet man dann allerdings die „Möglichkeiten“, wie es in diesem Text heißt, also die Art, wie Facebook die UserInnen dazu anhält, Freundschaftsanfragen zu versenden, wird klar, dass es nicht nur darum geht, „in Kontakt zu bleiben“, sondern sein „Freunde“-Netzwerk beständig zu erweitern. Es wird zwar nirgends auf der Seite die Aussage, die diesen Freundschaftsbegriff auf die Fortführung von Freundschaften aus dem „realen“ Leben bezieht, relativiert oder explizit erweitert à la: ... UND neue Kontakte knüpfen. Betrachtet man allerdings die Art, wie Facebook detailliert dazu anleitet, sich mit anderen UserInnen „anzufreunden“, scheint es vielmehr darum zu gehen, dass möglichst viel „angefreundet“ wird. So werden den UserInnen beispielsweise beständig andere Facebook-Mitglieder als potentielle Freunde vorgeschlagen, die sie gar nicht kennen, allein weil diese Facebook-Freunde von Facebook-Freunden sind. Die Seite scheint den UserInnen vielmehr zu vermitteln, es ginge um die Quantität und nicht um die Qualität der Freundschaften.

„Nicht die Art, sondern die Anzahl der Kontakte, über die ein Benutzer verfügt, dient als sozialer Gradmesser.“ (Aprich 2007, 1)

Diese Aussagen sollen im Folgenden weiter illustriert und belegt werden. Auf der Startseite befindet sich folgendes Feld:



Abbildung 13: Felder zu „Freundschaftsanfragen“ und „-vorschlägen“

Sobald die UserInnen auf die Plattform Facebook klicken und während ihres gesamten Aufenthalts, also auch auf allen anderen Facebook-Ebenen, die sie betreten, bleibt der Kasten quasi als Hinweis auf den „Sinn“ von Facebook bestehen: „Freunde“. Den UserInnen wird unter „Freundschaftsanfragen“ angezeigt, ob sich andere mit ihnen „anfreunden“ wollen; unter „Freundschaftsvorschläge“ erfahren sie, welche anderen UserInnen Facebook ihnen als KandidatInnen, denen es eine Freundschaftsanfrage zu schicken gilt, vorschlägt; unter Gruppeneinladung wird ihnen angezeigt, wenn eine Gruppe sie zur Mitgliedschaft einlädt.

Unter der Überschrift „Vorschläge“ präsentiert Facebook den UserInnen bei jedem neuen Klick auf die Startseite das Bild und den Namen einer anderen Person, deren „Freundeskreis“ auf Facebook eine oder mehrere Überschneidungen mit den eigenen aufweist (was bereits kurz erwähnt wurde). Je größer der eigene „Freundeskreis“ auf Facebook, desto mehr UserInnen wird man selbst immer wieder als potentieller neueR FreundIn präsentiert, das heißt, dass alle UserInnen andauernd mit Profilbild und Namen anderen UserInnen „vorgeschlagen“ werden. Je mehr „Freunde“ man hat, desto mehr Leute, die auch noch nicht zum eigenen Kreis gehören, nehmen einen samt Foto und Namen wahr. Klicken die UserInnen auf „Als Freund hinzufügen“ bekommt die andere Person eine Anfrage, die dann in der entsprechenden Zeile für „Freundschaftsanfragen“ auf ihrer Seite auftaucht.

In diesem Rahmen werden andauernd Personen als potentielle Freunde feilgeboten, die den UserInnen in ihrem „realen“ Leben zum Teil überhaupt nie begegnet sind. Der Kasten befindet sich direkt über einem anderen, der mit dem Begriff „Gesponsert“ überschrieben ist. Darin tauchen wechselnde Werbe-Anzeigen auf, die die UserInnen anklicken können, um etwas zu kaufen oder auf einer anderen Webseite zu landen, die z.B. günstige Flüge oder neue Kommunikationstools anbietet. Die grafische Gleichstellung vereinheitlicht die beiden unterschiedlichen Inhalte dabei: Die Person auf dem Bild wird zur Ware, die Facebook als potentielleN FreundIn anbietet. Gefällt den UserInnen die angebotene Person, vielleicht weil das Bild sie anzieht oder weil sie deren Namen kennen, können sie auf darauf klicken, wie auf die Konsum-Anzeigen darunter. Haben sie kein Interesse, präsentiert ihnen Facebook bald ein alternatives Angebot. Facebook tritt dabei auf wie eine Agentur für Freundschaftsvermittlung, die die (neo)liberale Idee der ‚Wahlfreiheit‘ auf eine plakative Weise repräsentiert.⁹¹ Durch den

⁹¹ So schreibt auch Eva Illouz vor dem Hintergrund der Partnerschaftsseiten im Netz: „Keine mir bekannte Technologie hat auf so extreme Weise den Begriff des Selbst als eines ‚wählenden‘ Selbst und die Idee, die romantische Begegnung solle das Ergebnis der bestmöglichen Wahl sein, radikalisiert.“ (ebd. 2004, 120)

„Mechanismus des ‚click fetishism‘, der ständigen Auswahl zwischen visuell dargebotenen ‚Optionen‘, welche der Computer als ubiquitäre Haltung verallgemeinert“

scheint Facebook die UserInnen

„(...) auch in der Verallgemeinerung einer quasi-ökonomischen Haltung der ‚Wahl‘ zu trainieren“ (Reckwitz 2006, 133).

Zusätzlich bleibt folgendes Feld am Rand der jeweils geöffneten Facebook-Seite bestehen und erinnert die UserInnen somit andauernd daran, dass sie „mit Freunden in Verbindung treten“ können.

Mit Freunden in Verbindung treten



Abbildung 14: Andauernde Freunde-Suchmaschinerie

Die stete Aufforderung, „Freunde“ zu finden, neue „Freunde“ per Email zu Facebook einzuladen oder über den „Freundefinder“ nach Personen zu suchen, die aus dem „realen“ Leben bekannt und schon bei Facebook registriert sind, aber noch nicht zum Freundeskreis gehören – all diese Aufforderungen, die eben in entsprechenden Feldern überall auf Facebook präsent sind, egal auf welcher Ebene sich die UserInnen befinden, vermitteln ihnen, es sei „gut“, möglichst vielen Personen „Freundschaftsanfragen“ zu schicken, möglichst viele Facebook-Freunde und somit auch möglichst viel „Publikum“ zu haben.⁹²

In Anbetracht der postfordistischen Arbeitsbedingungen und der allgemeinen Entwicklung zur Ökonomisierung des Sozialen, die u.a. durch die Etablierung einer neoliberalen Rationalität verursacht wird, werden die Subjekte angerufen als eigenverantwortliche UnternehmerInnen, die sich selbst komplett als ihr eigenes Kapital, das es stets zu steigern gilt, sehen. In diesem „selbst“-Kapital bzw. Humankapital sind implizit alle drei Kapitalformen nach Bourdieu (2005) vorhanden. Wenn die Subjekte vor dem Hintergrund der neoliberalen Gouvernementalität im Postfordismus also als SelbstunternehmerInnen adressiert werden, die permanent darum bemüht sein sollen, ihr eigenes Human-

⁹² So verschickt Facebook auch Emails, in denen potentielle „Freunde“ präsentiert werden, an die UserInnen, die mehr als zwei Wochen ihren Facebook-Account nicht besucht haben.

kapital zu steigern und effizient zu regieren, dann wird ihnen auch vermittelt, sie müssten andauernd bestrebt sein, noch mehr Kontakte zu knüpfen, und die bestehenden so zu nutzen, dass sie sich „rentieren“.

„Das zwanglose Geplauder im Netz entspringt also weniger dem Glauben an eine sorgenfreie Zukunft, sondern ist vielmehr Ausdruck einer neuen Leistungsgesellschaft (...). Der Übergang zu immer unsicheren Arbeitsverhältnissen (...) bezeichne(t) einen Bruch, der für die bestehenden Verhältnisse konstituierend ist. Heute muss man schon dem Zufall auf die Sprünge helfen, um dem verschärften Konkurrenzdruck standhalten zu können, und je mehr Kontakte man hat, desto eher könne sich dieser eben auch einstellen. So verknüpft sich der technische mit dem sozialen Wandel, indem die bestehende Solidaritätsstruktur der Gesellschaft aufgelöst und über die dadurch aufklaffende Lücke das digitale Netzwerk gespannt wird.“ (Apprich 2007, 2)

Das Bestreben nach einem Zugewinn an „Freunden“ auf Facebook scheint somit den gesellschaftlichen Gegebenheiten genau zu entsprechen. Soziale Netzwerke sind laut Castells zwar so alt wie die Menschheit (vgl. Castells 2001, 166), doch sie haben sich eben durch die gesellschaftliche und auch durch die technische Entwicklung im „Informationszeitalter“ verändert und an strukturierender Kraft gewonnen.⁹³

Der „Geist des Informationalismus“ entspricht nämlich nicht mehr der hierarchischen Struktur der Industriegesellschaft, und es geht ihm auch nicht mehr darum, Produktionsfaktoren wie Arbeit, Kapital und natürliche Ressourcen zu mehren. Viel mehr tritt das qualitative Vermögen in den Vordergrund,

„die Kombination und die Ausnutzung eben dieser Produktionsfaktoren auf Grundlage von Wissen und Information zu optimieren“ (Apprich 2007, 4).

Und genau das könnte laut einer Studie zu Facebooks Freundesystem der eigentliche Zugewinn sein, den die UserInnen der Plattform haben:

„(...) our findings demonstrate a robust connection between Facebook usage and indicators of social capital⁹⁴, especially of the bridging type. (...) Such

⁹³ „Es lässt sich als historische Tendenz festhalten, dass die herrschenden Funktionen und Prozesse im Informationszeitalter zunehmend in Netzwerken organisiert sind. Netzwerke bilden die neue soziale Morphologie unserer Gesellschaften, und die Verbreitung der Vernetzungslogik verändert die Funktionsweise und die Ergebnisse von Prozessen der Produktion, Erfahrung, Macht und Kultur wesentlich.“ (Castells 2001, 527)

⁹⁴ „Der Umfang des Sozialkapitals, das der einzelne besitzt, hängt dem nach sowohl von der Ausdehnung des Netzes von Beziehungen ab, die er tatsächlich mobilisieren kann, als auch von

connections could have strong payoffs in terms of jobs, internships, and other opportunities.“ (Ellison/Steinfeld/Lampe, 2007)

Dieser Text vermittelt, dass die Verbindungen, die die UserInnen auf Facebook eingehen, sich auszahlen könnten bezüglich beruflicher Optionen, Praktika und anderen Möglichkeiten. Allein, dass diese Frage im Zentrum des Forschungsinteresses zu Facebook steht, lässt Schlüsse auf die gesellschaftliche Situation, auf eben die genannten Unsicherheiten und Anforderungen, denen die UserInnen alltäglich ausgesetzt sind, zu. Jedes noch so vergnügliche Geplauder auf Facebook scheint vor dem Hintergrund der Veränderungen des Arbeitsmarktes in den letzten drei Jahrzehnten wie eine ökonomische Option.

„Das eigene Netzwerk an Freunden ist für alle zu einem wichtigen Arbeitgeber geworden. Cafés sind in Folge dessen zu laptopgepflasterten, rauchfreien Büros mutiert, in denen man Meetings abhält. Und Menschen, die Festanstellungen mit eigenem Büro besitzen, sind auch nach der Arbeit, in der man sich natürlich selbst verwirklicht (klar), auf ihrem Smartphone überall erreichbar – abgesehen davon, dass man sich in Festanstellungen heute auch nur vorübergehend parkt.“ (Bunz 2008)

Weiter erklärt Mercedes Bunz (2008), dass „soziale Netzwerke (...) mehr sind als einfach nur neue Entwicklungen im Netz“ (ebd.). Man könne sie als ein neues Paradigma für unsere Gesellschaft lesen.

Dadurch dass für die ganze Facebook-Community sichtbar ist, welche Facebook-Freunde die UserInnen jeweils haben – die UserInnen müssen untereinander nicht befreundet sein, um die Freundschaftslisten der anderen einsehen zu können –, gilt der eigene Freundeskreis nach außen hin zusätzlich als Erkennungszeichen. Diese Überlegung schränkt die vorhergehenden Feststellungen, Facebook würde den UserInnen vermitteln „Je mehr Freunde, desto besser“, teilweise ein: So soll zwar möglichst viel „angefreundet“ werden, aber wohl überlegt, mit wem. „Freundschaften“ zu UserInnen, die viel Anerkennung bekommen, indem sie von anderen UserInnen, vor allem wieder von einem großen „Freundeskreis“ immer wieder positiv kommentiert und bewertet werden, scheinen in diesem Kontext effizienter als solche zu UserInnen, die selbst kaum Freunde haben und wenig posten, also weder kreativ oder selbstevaluativ, noch kommunikativ sind. „Freundet“ sich ein UserIn mit einem anderen Facebook-Mitglied der ersten Kategorie an, wird er/sie selbst durch diese „Freundschaft“ zum einen viel Aufmerksamkeit bekommen, weil alle „Freunde“ der eigenen

dem Umfang des (ökonomischen, kulturellen oder symbolischen) Kapitals, das diejenigen besitzen, mit denen er in Beziehung steht.“ (Bourdieu 2005, S. 64)

„Freunde“ schließlich regelmäßig zum „Anfreunden“ auf der Startseite vorgeschlagen werden, zum anderen kann er/sie durch den Stil der neuen „Freunde“ von anderen UserInnen wahrgenommen werden.⁹⁵

Auf der „Freunde“-Seite werden die UserInnen dann auch dazu angeleitet, ihre Facebook-Freundschaften zu managen:

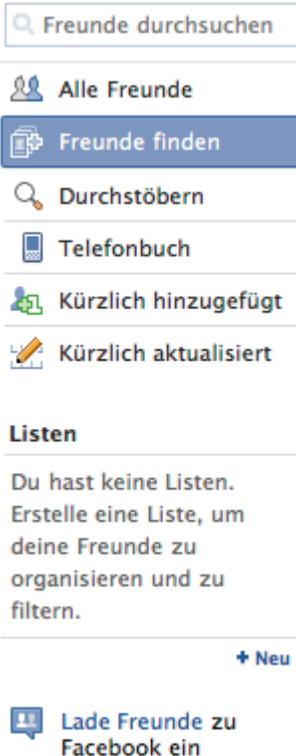


Abbildung 15: Organisation der „Freunde“

In Listen können die UserInnen ihre „Freunde“ „organisieren und filtern“. Menschen organisieren – das entspricht der Anrufung zur Regierung der Selbstregierung und der Regierung des Freundeskreises. Die Formulierung „filtern“ ruft

⁹⁵ So schreibt auch Danah Boyd über den Gebrauch der SNS: „*You are who you know.*“ For better or worse, people judge others based on their associations: group identities form around and are reinforced by the collective tastes and attitudes of those who identify with the group.“ (Boyd 2008a, 13)

Assoziationen mit einem Selektieren von Menschen hervor. Facebook fordert die UserInnen dazu auf, die „Freunde“ auf verschiedene Listen aufzuteilen, denen bestimmte Titel zuzuordnen sind. Es kann also überlegt werden, welcher „Freund“ welchem Kontext zuzuordnen ist, welche Funktion er/sie übernimmt. „Freunde“ werden *gelabelt*. Die UserInnen können ihre Kontakte rationalisieren und auf deren Effizienz hin prüfen. Gleichzeitig wird ihnen angeboten, eine hierarchische Anordnung vornehmen, um zu bestimmen, welche Personen wie viel von den in ihrem Profil gespeicherten Informationen sehen dürfen. Die UserInnen werden dabei als ManagerInnen ihres Freundeskreises angerufen, den sie strategisch verwalten sollen. Diese Verwaltung repräsentiert

„(...) säuberlich quantifizierte Funktionen eines genauen Maßes an sozialer Anerkennung.“ (Reichert 2008, 132)

Sie steht hierbei für

„verdinglichte Sozialbeziehungen und die ihr zu Grunde liegende Funktion der Kosten-Nutzen-Rechnung“ (ebd.).

Die UserInnen wissen, dass alle ihre „Freunde“ auch sie in entsprechenden Listen hierarchisieren und bewerten können. So müssen sie sich andauernd um die „Freunde“ bemühen, so erscheint soziale Anerkennung als etwas,

„in das permanent investiert werden muss, sie kann aufgerechnet werden und zeigt einen durch sie geschaffenen quantifizierbaren Zuwachs an ‚Beliebtheit‘ an.“ (ebd.)

Alles, was die „Freunde“ posten, erfahren die UserInnen sofort:



Abbildung 16: Dokumentation der Aktivitäten der „Freunde“

Sobald die UserInnen ihr Profil aktualisieren, erfahren das die „Freunde“ sofort, genauso wie alsbald allen automatisch mitgeteilt wird, wer sich mit wem anfreundet, wer welche Fotos oder Videos veröffentlicht, wer darin „markiert“ wurde, wer welcher Gruppe beitrifft etc.. Jede Aktion auf Facebook, jeder Klick wird automatisch dokumentiert und der eigenen Community kommuniziert und somit auf den Profilen des gesamten „Freundeskreises“ archiviert.

Diese Informationen über die Aktionen der „Freunde“ dürfen alle UserInnen kommentieren, was dann wiederum erneut allen „Freunden“ mitgeteilt wird:



Abbildung 17: Kommentarfunktion

Anstatt des Kommentierens können die UserInnen auch auf „Gefällt mir“ klicken, um zu bewirken, dass dem ganzen Facebook-Freundeskreis angezeigt wird, dass sie das Foto/Video oder die Beschreibung der aktuellen Tätigkeit der Person, die es/sie veröffentlicht hat, gut finden. Das wird dann mit folgendem Bild auf den Seiten aller „Freunde“ auftauchen:

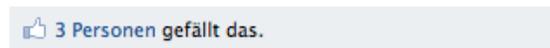


Abbildung 18: Bewertungsmarker

Klicken die UserInnen auf „3 Personen“ erfahren sie, welche anderen UserInnen für sie den noch oben zeigenden Daumen gewählt haben, indem deren „Profilbilder“ und Namen erscheinen. So fordert Facebook die UserInnen andauernd dazu auf, sich gegenseitig vor Publikum zu bewerten, was in Form von Symbolen sofort unter jedem neuen Content für die ganze Community sichtbar und schnell erfassbar ist:



Abbildung 19: Symbole für Kommentare und Bewertungen

4.2.6 Feedback

Diese computerbasierten Systemschleifen vermehren die Selbstbeobachtungspositionen und die Archivierungstechniken und ermöglichen, dass sich die UserInnen in allen Stadien ihrer biografischen Selbstdarstellung gegenseitig beobachten können.

Was auf Facebook stattfindet, erinnert an die Feedback-Prozesse des 360°-Feedback, das sich in deutschen und internationalen Unternehmen zunehmend etabliert (vgl. Knoll 2005, 1). Dieses Verfahren wird hauptsächlich eingesetzt, um Führungskräften eine Rückmeldung über ihre beruflichen Verhaltensweisen und Kompetenzen zu geben und somit dem Unternehmen zu ermöglichen, die Karrieren der einzelnen Manager strategisch zu planen.⁹⁶ Neben einer Feedback-einschätzung durch die Vorgesetzten, Kollegen und Mitarbeiter einer Führungskraft, wird diese meist auch selbst um eine Selbsteinschätzung gebeten (vgl. ebd.).

Ullrich Bröckling beschreibt genau diese Prozedur vor dem Hintergrund von Foucaults Analyse des Panopticons quasi als demokratischen Panoptismus:

„Die Funktion der Fremdbeobachtung liegt in der Nötigung zur Selbstreflexion, die wiederum zu verbesserter Selbststeuerung führen soll.“ (Bröckling 2003, 85)⁹⁷

So unterstützen auch die Rückkoppelungssysteme auf Facebook die Praktiken der evaluativen Selbstbeobachtung. Die Struktur von Facebook gleicht dem Modell eines demokratischen Panoptismus insofern, als dass sie ein nicht hierarchisches Prinzip reziproker Sichtbarkeit repräsentiert.

Das „peer-to-peer monitoring“ (Andrejevic 2005, 488), die gegenseitige Überwachung, die die UserInnen selbst und nicht irgendwelche Agenten öffentlicher oder privater Institutionen durch die verschiedenen Beobachtungs- und Kommentarooptionen vornehmen, erinnert auch Andrejevic zufolge an Foucaults Analyse des Panopticons: Seiner Meinung nach wird der begutachtende Blick von den UserInnen dabei derart internalisiert, dass eine „self-inciting spiral of productivity“ (ebd. 2005, 485) entsteht. So ist der Effekt, dass die UserInnen verinnerlichen, „produktiv“ zu sein, und dabei immer noch produktiver werden, sich selbst, ihr Leben noch stärker dokumentieren und evaluieren, noch mehr Fotos, Videos und selbst erfundene Anwendungen hoch laden, also noch kreativer werden, und immer noch mehr Freundschaftsanfragen verschicken, immer noch mehr kommunizieren.

⁹⁶ In der Fachliteratur zu den Feedbackprozesse werden zudem beispielsweise die Leistungsbeurteilung, Organisationsentwicklung, Teambildung oder Optimierung von Entscheidungs- und Arbeitsprozessen als Zweck dieser Verfahren aufgeführt. (Vgl. Knoll 2005, 1)

⁹⁷ Ähnlich formuliert es auch Oswald Neuberger: „Weil man stets und von allen gesehen wird, muss man sich günstig präsentieren; die Folge: impression management, Ästhetisierung, Identitätsarbeit.“ (Neuberger 2000, 73)

Die Möglichkeit, andere UserInnen zu „melden“, ist ein anderer wichtiger Aspekt gerade im Hinblick auf die Überwachungsoptionen, der bisher noch nicht zur Sprache kam.



Abbildung 20: Option, andere UserInnen zu melden

Die UserInnen werden durch den „Melden“-Button dazu aufgerufen, sich gegenseitig zu kontrollieren und bei Missachtung der Nutzungsbedingungen⁹⁸ bei den MacherInnen von Facebook zu melden. So sollen sie zum Beispiel gegenseitig überwachen, ob das Authentizitätsgebot von Facebook auch tatsächlich eingehalten wird oder ob es sich vielleicht um ein „gefälschtes Profil“ handelt:

Gefälschtes Profil

URL des Profils, das du melden möchtest:

Bitte kopiere die URL für sein/ihr Profil und füge sie hier ein.

Vollständiger Name der Person, die du melden möchtest:

Netzwerke, denen das Profil angehört:

Zum Beispiel das regionale Netzwerk San Francisco, CA.

E-Mail-Adresse des Profils:

Beschreibung des Problems:

Abbildung 21: „Melde“-Formular

⁹⁸ Unter: <http://www.facebook.com/terms.php?ref=pf>

Anders als bei der Kommentar- und der Bewertungsfunktion läuft das „Melden“ geheim ab: Es wird weder auf den Startseiten der „Freunde“ angezeigt, noch im eigenen Profil gespeichert, wenn UserInnen andere „gemeldet“, also verunglimpft haben: Ein Prinzip, das die Hemmschwelle, den Button „Melden“ zu drücken, eher abbaut. Dadurch dass alle UserInnen wissen, dass wiederum alle anderen sie melden könnten, verhalten sich die Community-Mitglieder konform und angepasst.

Dieses Facebook-Verfahren gleicht zunächst souveränen Machtmodellen, in denen es bestimmte Regeln gibt, denen sich die Individuen zu unterwerfen haben, in denen gestraft wird, wer dagegen verstößt.⁹⁹ Auf den zweiten Blick entspricht diese Prozedur allerdings viel mehr den gouvernementalen Modi des modernen Staates, die die Subjekte dazu anhalten, sich selbst und sich gegenseitig zu regieren. Die UserInnen werden als verantwortliche Subjekte angerufen, die für die Sicherheit, für das Gemeinwohl aller Community-Mitglieder Verantwortung übernehmen sollen.

So geht auch Andrejevic in seiner Analyse an einer Stelle über die Panopticon-Metapher hinaus und bezieht sich auf die Machtmodi des modernen Staates:

„Internalizing the gaze – in an era of governance in terms of risk – comes to mean not just turning it upon oneself (in anticipation of the possibility of being watched), but also directing it outwards toward others (as if to fill in the gaps of the big Other’s gaze, to realize this gaze in a skeptical era), in the name of responsibility towards oneself.“ (Andrejevic 2004, 485 f.)

Die Beobachtungs-, Informationssammlungs- und Auswertungsoptionen auf Facebook korrespondieren also auch mit der gesellschaftlichen Entwicklung hin zur zunehmenden Etablierung von Überwachungsmethoden in öffentlichen Sphären, die der neoliberalen Rationalität zunächst zu widersprechen scheint. Doch wie schon im ersten Teil dieser Arbeit erläutert wurde, implizieren die gegenwärtigen gouvernementalen Machtmodi Disziplinarmechanismen, wie sie Foucault anhand des Panopticons beschrieben hat. Und genauso wie es letztlich egal wird, ob ein Wächter im Turm ist, ist es auch unwichtig, ob überhaupt jemand den Film ansieht, den eine Überwachungskamera aufzeichnet oder wer und ob jemand liest, was die UserInnen „gerade denken“.

⁹⁹ Facebook löscht Nutzerprofile ohne Vorwarnung: Wessen Name den Facebook-MitarbeiterInnen fiktiv vorkommt, oder wer durch andere Facebook-UserInnen „gemeldet“ wurde, dessen Account wird von Facebook gelöscht. (Vgl. Ortutay 2009)

„Es ist weniger entscheidend, wer sich tatsächlich und wahrhaftig ‚hinter‘ dem Feedback, dem Kommentar, dem Rating oder dem Voting verbirgt, denn ausschlaggebend ist der Umstand, dass der von den UserInnen generierte Content in jedem Fall Gegenstand von Clicks, Rankings, Tutorials, Topsites, Favorites, Fanlistings, Hosts, Repostings oder Tags werden kann. Es ist also der mediale Rahmen der permanenten Möglichkeit des Feedbacks, der zur Beobachtungsparadoxie sich permanent vervielfältigender Selbstbezüge führt.“ (Reichert 2008, 106)¹⁰⁰

Auf Facebook zeigt sich dabei die Verschränkung von Freiheit und Kontrolle, wie sie den gegenwärtigen Machtmechanismen eigen ist, noch deutlicher als im Hinblick auf das Beispiel der Video-Überwachung von öffentlichen Sphären. Letztere ist schließlich noch von einer Art Souverän organisiert, wohingegen die Autorität auf Facebook komplett in das Interface der Plattform eingeschrieben ist bzw. in Form von Optionen der Selbst- und Fremdbeobachtung auf die UserInnen übertragen wird.

„Während die Virtualisierung gewisse Elemente des panoptischen Systems amplifiziert – die unverstellte Sichtbarkeit bzw. Transparenz, die unendliche Effizienz der dokumentarischen Sphäre –, durchkreuzt sie andere fundamentale Bestimmungen des Panopticons wie die Unilateralität des Blicks, die Absenz der Kommunikation, die Subjektivierung durch Verortung. Während sich Macht in der digitalen Sphäre weiter verfeinern und ausbreiten kann, erschwert der Verlust der statischen, zentralistischen Architekturen die Akkumulation von Macht und die Verhärtung von Machtrelationen.“ (Wunderlich 1999, 365)

¹⁰⁰ In Anbetracht dieser Beschreibungen scheint Joos' Begründung für das von ihm behauptete Scheitern des Disziplinierungseffekts widerlegt: „Die Durchsetzung des Panopticon als gesellschafts-strukturierendes Prinzip scheitert bisher an seiner Totalität, die seinen flächendeckenden Einsatz unmöglich machen. [...]es ist physikalisch nicht möglich, eine derart totale architektonische Struktur der Kontrolle zu einer Matrix zu machen, in der das physikalische Leben des größten Teils der Bevölkerung stattfindet, auch wenn die Möglichkeiten ständig wachsen“ (Joos, 2001, 102f).

Unabhängig von der Facebook-Struktur, die zu einer der „Möglichkeiten“, wie Joos sie nennt, zählt, übersieht er hier, dass die architektonische Struktur lediglich den Ausgangspunkt des Disziplinierungseffekts darstellt. Dieser überträgt sich auf Situationen, in der das Individuum offensichtlich nicht überwacht wird. Schon allein durch die potentielle Möglichkeit, vielleicht doch überwacht zu werden, generiert sich das Machtverhältnis ständig neu und internalisiert sich im Individuum. So stellt auch Foucault fest: „Das panoptische Schema ist dazu bestimmt, sich im Gesellschaftskörper auszubreiten, ohne irgendeine seiner Eigenschaften aufzugeben; es ist dazu berufen, im Gesellschaftskörper zu einer verallgemeinerten Funktion zu werden“ (ÜS, 267).

Diese Aussage Wunderlichs zum Cyberspace allgemein scheint auch auf Facebook übertragbar zu sein, wo die Überwachungsprozeduren eben ambivalent sind, insofern sie eben nicht mehr nur Unterwerfung, Disziplinierung und Kontrolle, also Fremdführung bedeuten, sondern gleichzeitig auch der Selbstführung der Subjekte bedürfen.

Wunderlichs weitere Begründung für die Durchkreuzung gewisser panoptischer Elemente im Cyberspace trifft auf Facebook allerdings nicht zu:

„Das disziplinierte – im negativen Sinne subjektivierte, unterworfenen – Subjekt als Korrelat des klassischen Panopticons wird durch die neuen Möglichkeiten der körperunabhängigen Subjektivierung destabilisiert und in Frage gestellt.“ (ebd., 365)

Von jener Form der Destabilisierung der Disziplinierung lässt sich vor dem Hintergrund der Analyse der Facebook-Struktur, wo der Authentizitätsappell und die Aufforderung zur permanenten körperlichen Präsenz auf Fotos und in Videos dominiert, jedoch kaum sprechen.¹⁰¹ Doch die Bemerkungen zur Ambivalenz der Überwachungsprozeduren im Netz aus seinem ersten Zitat treffen, wie bereits geschrieben, zu. Auch Münte-Goussar betont diese zwiespältigen Strukturen, wenn er das Prinzip verschiedener Feedback-Systemen im Web 2.0 als „gegenseitige freiwillige Selbstkontrolle“ (Münte-Goussar 2008, 190) definiert:

„Jeder ist nicht nur zugleich Produzent und Konsument, Sender und Empfänger, Schreiber und Kommentator. Jeder ist auch Kontrolleur und Kontrollierter zugleich, jeder steht im Zentrum und an der Peripherie.“ (ebd.)

Diese Gegebenheiten verweisen auf das doppelte Potential, das schon in den modernen Anrufungen der Subjekte, die diese überhaupt erst zu solchen machen sollen/wollen, vorhanden ist¹⁰²: Als freies, zur Selbstregierung fähiges

¹⁰¹ Wunderlich greift hierbei Sherry Turkles Diskurs zur „multiplen Subjektivität“ (Turkle 1995, Kapitel 7-9) wieder auf und bleibt somit den Ideen zu den strukturellen Möglichkeiten, welche der Cyberspace mit sich bringt, treu, ohne sich tatsächlich die Struktur der darin erfolgreichen Angebote anzusehen. Wobei sich 1999 eben auch noch keine Plattform wie Facebook entwickelt hatte und das Netz noch nicht so stark genutzt wurde, dass sich dort schon hegemonale Ordnungen derart hätten abzeichnen müssen.

¹⁰² Albrechtslund (2008) setzt sich ebenfalls mit der Ambivalenz dieser Überwachungsmöglichkeiten auseinander, geht dann aber weiter und greift den Befreiungsdiskurs rund um das Web 2.0 auf: „This changes the role of the user from passive to active, since surveillance in this context offers opportunities to take action, seek information and communicate. Online social networking therefore illustrates that surveillance – as a mutual, empowering and subjectivity building practice – is fundamentally social.“ Somit beschreibt er die gegenseitigen Überwachungsmöglichkeiten als Ermächtigungsstrategien der UserInnen.

Wesen wird das Individuum adressiert, das seine Freiheit und sich selbst aber auf eine bestimmte Art und Weise regieren möge. Möge, nicht muss: Auch Bröckling nimmt selbst die unternehmerischen Feedback-Systeme nicht nur als subtile Unterwerfungsinstrumente wahr. Vielmehr hält er sie gerade deshalb für so attraktiv, weil sie eine Drohung mit einer Verheißung verbinden würden:

„Das Verfahren verspricht dem Einzelnen, seine persönlichen Potenziale entfalten und zugleich zum Unternehmenserfolg beitragen zu können, wenn er die gesammelten Rückmeldungen zum Ausgangspunkt einer methodischen Arbeit an sich selbst macht. (...) Das Gebot ‚Erkenne Dich selbst!‘ (im Blick der anderen) wie die Nötigung, sich selbst zu optimieren (auf der Grundlage aggregierter Fremdwahrnehmung), weisen (...) auf eine Form von Subjektivität, welche die Autonomie des Einzelnen im gleichen Maße befördern, wie sie ihn an das Urteil der anderen bindet.“ (Bröckling 2003, 88)

4.3 Kreativ-unternehmerische UserInnen-Subjekte

Facebook hat Anteil an einer neoliberalen Selbstregulierung der Subjekte: Die UserInnen werden dazu angeleitet, sich selbst und ihre „Freunde“ zu beobachten, zu beschreiben, zu evaluieren im Hinblick auf Authentizität, Aktivität bzw. Aktualität und Kreativität. Die UserInnen müssen das nicht tun, sie müssen sich nicht bei Facebook anmelden, sie sind frei, dies zu tun, sie machen es „freiwillig“. Dieses Angebot funktioniert nur, weil die UserInnen die Struktur beständig nutzen, (re)produzieren und erweitern. Der Neoliberalismus fordert die Freiheit der Subjekte, seine Rationalität adressiert die Subjekte als UnternehmerInnen ihrer Selbst, die frei sind, sich selbst auf eine bestimmte Weise zu regieren. So melden sie sich aus freien Stücken bei Facebook an, wo sie sich selbst und gegenseitig kontrollieren und regieren – im Sinne von Foucaults Regierungsbegriff. Die gouvernementalen Modi der Gegenwart schaffen Subjekte, die die Anrufung als unternehmerisches Selbst verinnerlicht haben. Wie schon weiter vorne beschrieben wurde, fordert das Unternehmen, das symbolisch für den Sozialcharakter dieser gegenwärtigen „Kontrollgesellschaft“ (Deleuze 1993, 255) steht, den kreativen, verantwortungsvollen Mitarbeiter, der eigenmächtig und teamfähig zugleich ist (vgl. Terkessidis 1998, 224 f.). Um nicht zu scheitern, bedarf es ständiger Anstrengung, die immer wichtigeren Soft-Skills andauernd zu präsentieren, und – im „realen“ Leben sowie auf Facebook – eines andauernd kommunizierten¹⁰³ Selbstbrandings (vgl. u.a. Häusler

¹⁰³ Johanna Dorer geht von einem Wandel seit den 50er Jahren des letzten Jahrhunderts aus: Das Informationsdispositiv, das bis dato eine Auseinandersetzung um ‚richtige‘ und ‚falsche‘ In-

et al. 2004, 33), mit dem die UserInnen sich der Community als aktiv und kreativ anpreisen.

„Der Unternehmer ist kreativ, und der Kreative ist Unternehmer“ (Reckwitz 2006, 516 f.).

In der Anrufung des unternehmerischen Selbst nämlich fallen

„(...) Appell (Be creative!) und Selbst-Verständnis (Ich bin ich, weil und insofern ich kreativ bin!)“ (Bröckling 2004, 142)

zusammen. Deshalb gilt auch für die Repräsentation auf Facebook, was für die unternehmerischen Subjekte außerhalb des Cyberspace Geltung hat:

„In dem Maße, in dem heute jeder gehalten ist, in allen Lebenslagen als Unternehmer in eigener Sache zu handeln, wird auch die Mobilisierung der Innovationspotenziale privatisiert und individualisiert“ (Bröckling 2004, 142).

„Das Computer-Subjekt trainiert sich im Habitus eines user, in einer Kombination aus elektiven, experimentellen und ästhetisch-imaginativen Dimensionen, die den Kern der spätmodernen Subjektform als Schnittstelle von ästhetisch-kreativen und ökonomisch-marktförmigen Kompetenzen ausmachen.“ (Reckwitz 2006, 575)¹⁰⁴

formationen produziert und bestimmt hatte, sei durch ein Kommunikationsdispositiv abgelöst worden, das sich vor allem auf die Beanspruchung von Zeit und Aufmerksamkeit bezieht. Nicht mehr auf der Verfügung über und der Bereitstellung von bestimmten Informationen, sondern viel mehr auf der andauernden Aufforderung zur Kommunikation würden die modernen Machteffekte basieren:

„(...) so konzentriert sich im Kommunikationsdispositiv die Produktivität der Macht auf die Hervorbringung und Distribution von Information und Kommunikation selbst, und zwar via Vervielfältigung der Kommunikationstechnologien und via der dadurch möglich gewordenen Vielfalt kommunikativer Strukturen“ (Dorer 1997, 252)

¹⁰⁴ Reckwitz führt zusätzlich zu den gouvernementalen Modi der Gegenwart die erneute Artefaktrevolution um 1979/1980, deren wichtigster Bestandteil die digitale und mikro-elektronische Transformation der Kommunikationstechnologien ist, als Voraussetzung für dieses „Computer-Subjekt“ an und zeigt auch, wie sehr diese wiederum die gouvernementalen Modi und Arbeitsprozesse überhaupt erst bedingt: „Diese ermöglicht nicht nur neue mediale Praktiken, sondern auch veränderte Organisations- und Arbeitsformen – flexible Spezialisierung, *computer aided design*, „totale Qualitätskontrolle“ individueller Leistungen, semiotische Arbeit mit dem Computer etc. -, welche Voraussetzungen für ein projektorientiertes Kreativsubjekt und unternehmerisches Selbst liefern (...).“ (Reckwitz 2007, 113)

Diese Subjektform entspricht den Anforderungen, die in postfordistischen Arbeitsverhältnissen verlangt werden und die

„(...) in Gegnerschaft zum technisch-sozialen Angestelltensubjekt der organisierten Moderne (...)“¹⁰⁵ (ebd. 2007, 110)

stehen.

Facebook-Freunde dienen dabei immer gleichzeitig als Jury sowie als Publikum: Sie sind sowohl für

„(...) eine ästhetische Modellierung des Subjekts als expressives Kreativsubjekt und seine (...) ökonomische Modellierung als Instanz der Wahl und des Gewähltwerdens“ (ebd. 104)

von Nöten. Die Evaluation des eigenen Selbst ist nämlich nur durch andauernde Kommunikation, durch ein andauerndes Feedback möglich. Die UserInnen bekommen umso mehr Feedback, je mehr „Freunde“ sie haben, ein kreatives Selbstbranding dient wiederum dazu, Freunde zu gewinnen. Auf Facebook braucht das unternehmerische Selbst Freunde, die als Feedback-Kontrolle dafür sorgen, dass die Selbst-Evaluation unabgeschlossen bleibt.

„Der Einzelne erscheint als informationsverarbeitendes System, das sich selbst flexibel an die Erwartungen seiner Umwelt anpasst, wenn es nur regelmäßig mit differenzierten Rückmeldungen gefüttert wird. Statt sein Verhalten unmittelbar zu reglementieren, was einen enormen Kontrollaufwand nach sich zöge, (...) werden Rückkoppelungsschleifen installiert, die dem Einzelnen Normabweichungen signalisieren (...). Das ‚Führen der Führungen‘, das Foucault als elementare Formel der Machtausübung identifizierte, erhält hier die Gestalt durch feedbackgeleitete Selbststeuerung.“ (Bröckling 2007, 239)

Hierbei zeigt sich erneut, welcher eigener Machtmodus, nämlich der von Foucault beschriebene gouvernementale Machtmodus sich verstärkt durch die post-disziplinären Facebook-Technologien konstituiert, der

„(...) auf der Logik von Selbstorganisation, Vernetzung und Rückkoppelung beruht und zu medienspezifischen Subjektivierungsformen führt.“ (Reichert 2008, 129)

¹⁰⁵ Ergänzend erläutert er: „In den Arbeitspraktiken der neuen Leitbranchen – Medienindustrie, Forschung und Entwicklung, Beratung, Unterhaltung etc. – entstehen Arbeitsformen einer post-bürokratischen Organisation, deren Subjektform sich als eine Symbiose aus Kreativem und Unternehmer seiner selbst herausstellt.“ (ebd., 110)

Dadurch dass die Kommunikation andauernd für alle „Freunde“ ersichtlich dokumentiert und kontrolliert wird, werden die Facebook-UserInnen zur dauerhaften, unmittelbaren Verbalisierung ihrer Handlungen, Gefühle und Gedanken aufgefordert. Kontrolle funktioniert nicht als Überwachung, sondern als selbsttätige Steuerung, d.h., ihre Form ist nicht juristisch, sondern ökonomisch. Das Prinzip dieser Selbstführung ist

„marktförmiger Austausch in einer funktionellen Struktur der universellen Vermittelbarkeit, Vergleichbarkeit und Vernetzbarkeit“ (Makropoulos 2007, 231).

„Die Technik der Selbstdarstellung ist heute nicht mehr nur eine Angelegenheit des Künstlers, der damit früher einmal die eigenen Fähigkeiten ausstellte. Jeder mündige Bürger, nun gut, zumindest die jüngeren unter ihnen, sind heute zur Selbstdarstellung verpflichtet. (...) Man bewirbt sich nicht mehr nur beim Arbeitgeber mit einem Lebenslauf, sondern auch bei seinen Freunden.“ (Bunz 2008)

Und dabei befinden sich die BewerberInnen auf dem Markt der angebotenen Facebook-Freundschaften in einem andauernden Konkurrenzverhältnis, das sie eben wiederum dazu bringt, sich weiter zu evaluieren, ihr Profil und ihre Performance zu optimieren¹⁰⁶.

„Der Sinn für die Marke der eigenen Person setzt eine beständige aufmerksame Beobachtung dessen voraus, welche Fähigkeiten marktgünstig sind, ‚nachgefragt‘ werden und welche keinen Vorteil versprechen, welche Fähigkeiten andere potentielle Bewerber (...) bereits besitzen und welche im Verhältnis dazu einen Wettbewerbsvorteil versprechen.“ (Reckwitz 2006, 520)¹⁰⁷

¹⁰⁶ So resümiert zum Beispiel Eva Illouz: „Das Internet setzt jeden, der nach anderen sucht, auf einem offenen Markt der Konkurrenz mit anderen aus. Meldet man sich auf einer Seite an, ist man sofort in einer Position, in der man mit anderen konkurriert, die man sogar sehen kann. Die Technologie (...) verlangt eine Fokussierung auf das eigene Selbst, um dessen unverwechselbare Essenz in Form von Geschmacksfragen, Meinungen, Phantasien und emotionalen Kompatibilitäten einzufangen und zu kommunizieren. Zugleich aber macht das Internet aus dem Selbst eine öffentlich ausgestellte Ware.“ (Illouz 2004, 120)

¹⁰⁷ Reckwitz führt diese Überlegungen weiter aus: „Erforderlich ist eine marktförmige Exzentrik, eine unternehmerische Chancenspekulation, die versucht, über Markt- und Selbstbeobachtung herauszufinden, in welcher Hinsicht sich eine in der Nachfrage prämierte Differenz entwickeln lässt.“ (Reckwitz 2006, 520)

Insofern die Handlungsmöglichkeiten vorstrukturiert sind, wird der Rahmen des individuellen Verhaltens auf Facebook zwar vorgegeben, gewisse Spielräume werden den UserInnen beim Self-Branding jedoch eingeräumt: Diese „kalkulierte Freiheit“ (da Ponte 2008, 91) besitzen die UserInnen beispielsweise, wenn sie im Rahmen der Profilbildung die Frage nach ihren „Interessen“ in dem dafür vorgesehenen Kasten selber beantworten sollen, ohne vorformulierte Optionen ankreuzen zu können. In diesem begrenzten Rahmen werden die UserInnen dazu angerufen, sich als einzigartig, eben als anders als die anderen zu beschreiben. Anders sein, um mehr Aufmerksamkeit zu bekommen als die anderen, um erfolgreicher zu sein auf Facebook, also mehr „Freunde“ zu haben. Non-Konformismus wird zum Differenzmerkmal, und zugleich muss dieses Differente markttauglich sein (vgl. Reckwitz 2006, 520). Die unternehmerischen Qualitäten sind ausschließlich

„relational zu jenen der Mitbewerber zu bestimmen“ [und verleihen] „dem Handeln den Charakter eines sportlichen Wettkampfes“ (Bröckling 2004, 276).

Das erfordert Techniken der Selbstformung, die die Einzelnen

„nicht in ein Korsett genormter Pflichten einschnüren, sondern seine Kräfte entfesseln und ihn zugleich so flexibel machen, dass er der Konkurrenz stets einen Schritt voraus ist“ (Reichert 2008, 136).

Auf Facebook wird ein UserInnen-Subjekt angerufen, das der Gouvernementalität der Gegenwart entspricht: Ein unternehmerisches Selbst.

4.4 Ambivalenz des gouvernementalen Subjektivierungsmodus

Facebook fordert und fördert unternehmerische Subjekte, die sowohl kreativ und kommunikativ als auch marktförmig angepasst und konkurrenzorientiert sind. Diese Eigenschaften bedingen sich zwar auf der SNS einerseits, stehen andererseits aber in einem latenten Spannungsverhältnis zueinander.

„Die beiden postmodernen Supercodes, der des Ästhetischen und jener der Marktförmigen, stehen dabei wiederum in latenter Spannung zueinander.“ (Reckwitz 2007, 110)¹⁰⁸

¹⁰⁸ „Zugleich kann die Überlagerung der beiden nicht deckungsgleichen Codes das Subjekt in widersprüchliche *double bind*-Konstellationen manövrieren, welche die gesamte Subjektkultur fragil und transformationsanfällig werden lassen.“ (Reckwitz 2007, 104)

Dem Code des Ästhetischen soll im Rahmen der Analyse von Facebook der des Sozialen hinzugefügt werden, da er den Aspekt der Kommunikativität erfasst. Alle drei Elemente, die Marktförmigkeit bzw. Konkurrenzorientierung, die Ästhetik bzw. Kreativität und die Soziabilität bzw. Kommunikativität, ergänzen sich zwar vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Gouvernementalität und bilden erst in ihrer Gesamtheit das Leitbild, das auch auf Facebook angerufen wird, das unternehmerische Selbst. Doch macht das Zusammenspiel dieser scheinbar gegensätzlichen Anforderungen an die UserInnen auch die Ambivalenz des Programms aus: Das Marktförmige bzw. Konkurrenzorientierte bedeutet eine Unterwerfung unter eine neoliberale Rationalität und dadurch deren Verstärkung. Eher oppositionell dazu können die Elemente der Kreativität und Kommunikativität verortet werden, weil sie sich schließlich auf das schöpferische Verhalten der UserInnen und deren sozialen Umgang miteinander beziehen. Wie bereits in 3.2.3 erläutert wurde, werden in postfordistischen Produktionsprozessen Eigenschaften wie Affektivität, Kommunikativität und Kreativität verwertet. Dabei wird jedoch in den verschiedenen Branchen der Informations- oder Dientsleistungsgesellschaft ein Überschuss an Soziabilität (vgl. Tsianos et al. 2008, 251 f.)¹⁰⁹ und Kreativität erzeugt, der nicht ausgebeutet werden kann. Auf Facebook, wo es für die UserInnen weniger als in den genannten „Arbeitsfeldern“ direkt um monetäre Verdienstmöglichkeiten geht, entsteht mindestens im gleichen Maße eine Erfahrbarkeit von Gemeinschaft und Schöpfungspotential, die weder von den MacherInnen noch von den UserInnen komplett verwertet werden können.¹¹⁰

„Die Freundschaft zwischen Maschinenstürmern und Bastlern basiert auf dem Prinzip der Zweckentfremdung und einer Arbeitsethik, die weit davon entfernt ist, instrumentalisierbar oder rationalisiert zu werden. Der Prototyp eines Hackers empfindet sich als Datenkünstler und betreibt Programmierung als *l’art pour l’art* oder als altruistischen Dienst an der Menschheit.“ (Lovink/Schultz 1999, 324)

¹⁰⁹ Vassilis et al. bezeichnen das postindustrielle Verwertungssystem als „embodied capitalism“, und erklären, dass der Überschuss an Soziabilität soziale Regulation destabilisiere bzw. nicht komplett regulierbar sei, weil er nicht kompatibel sei mit dem geläufigen System der Messbarkeit der Arbeitskraft. (Vgl. ebd. 2008, 253)

¹¹⁰ Auf Facebook formieren sich schließlich auch verschiedenste Gruppen zu Widerstands- und Solidaritätsbewegungen wie z.B. im Rahmen der „Wahlen“ im Iran 2009. Ohne die Medien- und Machtvorstellungen zu reproduzieren, die in Kapitel 3 kritisiert wurden, widmen sich einige wissenschaftliche Auseinandersetzungen solchem politischen Protest im Web 2.0 im Allgemeinen (vgl. u.a. Marchart et al. 2007 oder Stern 2008) und auch bereits konkret dem Aktivismus auf Facebook (vgl. z.B. Neumayer/Raffl 2008) – was schon in der Einleitung dieser Arbeit kurz zum Ausdruck kam (s. Fußnote 7). Inwiefern

Diesem Zitat soll hier jedoch wiederum nicht komplett zugestimmt bzw. die Übertragbarkeit der darin skizzierten Figur des Hackers auf die UserInnen von Facebook eingeschränkt werden. Die Ambivalenz des Programms Facebook entsteht nämlich nicht nur durch das Spannungsverhältnis der drei Hauptanforderungen an die UserInnen (konkurrenzorientiert vs. kreativ und kommunikativ) untereinander, sondern auch dadurch, dass jedes dieser Elemente in sich schon ambivalent ist, und dementsprechend auch das Kommunikative und das Kreative auf Facebook im Rahmen der neoliberalen Logik kalkulierend also markt-förmig realisiert werden (sollen). Auch Lovink und Schultz revidieren ihre Aussage, wenn sie ihren Blick weg vom Hacker-Ideal hin zu gegenwärtigen Netz-Praktiken wenden, die sie als

„lustvoll-luxuriöse Unterwerfung durch die maschinelle Metaphysik der freien Marktwirtschaft“ (ebd.)

bezeichnen und gar vom heutigen Internet sagen:

„Als Urmodell für die eigentümliche Mischung (...) von Kommerz und Kunst (...) entstand eine Vereinnahmungsmaschine.“ (ebd.)

Genauso ist jedoch auch das Marktförmige ambivalent, und die vorige Formulierung, jenes Element entspreche einer „Unterwerfung“ unter eine neoliberale Rationalität ebenfalls nicht ganz korrekt. Diese Rationalität stellt schließlich keinen Zwang dar, sondern wirkt auch erst durch die Praktiken der UserInnen auf Facebook, die wiederum frei sind, diese SNS selbst zu (re)produzieren und/oder zu modifizieren.

Dies verweist auf das, was in Kapitel 3.1.3 zum Ausdruck kam, nämlich darauf, dass der Prozess der Subjektivierung vor dem Hintergrund der gouvernementalen Modi der Gegenwart immer eine Reaktion auf eine Anrufung ist und die Formierung somit nie dem Appell entsprechen kann: Facebook-Profile reproduzieren soziale Normen UND bringen neue Formen von Individualität hervor. Der Prozess der Subjektivierung beinhaltet, wie im theoretischen Teil beschrieben wurde, die Technologien des Selbst. Auf Facebook werden diese Technologien des Selbst durch dessen spezifische Konstitution, durch die „intermediale und flexible Kopplung zwischen Praktiken, Apparaten und Programmen“ (Stauff 2005, 249)¹¹¹ in einer Weise repräsentiert, die Foucaults Be-

¹¹¹ Was Markus Stauff für das Fernsehen als neue Strukturen aufzeigt, die dessen alte Rationalität veränderten, war für das Internet von Anfang an ein konstituierendes Element, das dessen spezifische Rationalität überhaupt erst ausmachte: Die Interaktivität, das peer-to-peer-Prinzip.

schreibung erstaunlich – das Internet kannte er schließlich noch gar nicht – nahe kommen: Foucault definierte damit Technologien, die

„(...) ‚Individuen‘ ermöglichen, mit eigenen Mitteln bestimmte Operationen mit ihren Körpern, mit ihren eigenen Seelen, mit ihrer eigenen Lebensführung zu vollziehen, und zwar so, dass sie sich selber transformieren, sich selber modifizieren“ (TS, 35 f.).

Diese Technologien sind Bestandteil größerer Machtverhältnisse, so dass deren Verknüpfung als ‚Regierung‘, als Regierung der Selbstregierung bezeichnet werden kann. Jene ‚Operationen‘ werden auf Facebook systematisch angereizt und schließlich durch die Verfahren innerhalb der Feedbacksysteme, die in den vorigen Kapiteln ausgiebig erläutert wurden, kontinuierlich gesteigert.

„Es sind diese Mechanismen einer Intensivierung, die die Aufforderung, das eigene Selbst in der Kopplung an die Apparate und Programme (...) zu realisieren und zu optimieren, plausibel werden lassen.“ (Stauff 2005, 250)

Die Aufforderung, das eigene Selbst medial bzw. im vorliegenden Fall per Facebook zu realisieren und zu optimieren, wie bereits in den Kapiteln 4.2.1 und 4.2.2 beschrieben, gibt den Anreiz für die ‚Operationen‘. Das mediale Angebot von Facebook stellt in diesem Sinn einen der „Punkte“ dar, die Foucault zufolge analysiert werden müssen, weil es Prozesse anregt,

„in denen das Individuum auf sich selbst einwirkt“ (DM, 248).

Diese Technologien des Selbst realisieren dabei jedoch überhaupt auch erst die Social Networking Site Facebook, reproduzieren ihre Rationalität, erweitern und intensivieren sie. Die UserInnen modifizieren auf Facebook folglich sich selbst wie auch das Online-Angebot.

„Programme übersetzen sich niemals bruchlos in individuelles Verhalten; sich ihre Regeln anzueignen, heißt immer auch, sie zu modifizieren.“ (Bröckling 2007, 40)

Somit erschafft Facebook die UserInnen und die UserInnen Facebook

„in einer wechsel- und gegenseitigen Konstitutionsbeziehung“ (Reichert 2008, 23).

Damit ist die analytische Trennung von oben und unten, von Medienmacher bzw. Sender und Rezipient unterlaufen, ohne einfach umgepolt zu werden, Macht und Subjektivität sind verschränkt auf Facebook (vgl. Bergermann 2006, 220), womit das Zusammenspiel von Unterwerfung und Selbstkonstitution des Subjekts zum Ausdruck kommt.

Doch repräsentieren die UserInnen auf der einen und das Programm Facebook auf der anderen Seite hierbei kein symmetrisches Machtverhältnis, sondern einen hegemonialen Subjektivierungsmodus neoliberaler Gouvernementalität.

5 Fazit und Ausblick: Ökonomisierung auf verschiedenen Ebenen

Zusammenfassend kann konstatiert werden, dass das angerufene UserInnen-Subjekt auf Facebook dem Leitbild gegenwärtiger gouvernementaler Machtmodi entspricht, das sowohl durch eine neoliberale Rationalität, als auch durch die postfordistischen Arbeitsverhältnisse geschaffen wird. Die theoretischen Ausführungen zur Gouvernementalitätsanalytik in den Kapiteln von 3.1 konnten demonstrieren, wie veränderliche Ordnungen der Macht und des Wissens auf Subjektivierungsprozesse einwirken. In einem weiteren Schritt wurde die gegenwärtige Gouvernementalität nachgezeichnet, um die gesellschaftliche Situierung der UserInnen und MacherInnen von Facebook zu bestimmen, und um zu zeigen, wie die Menschen heute in bestimmten Wissen- und Machtnetzwerken angeleitet werden, sich selbst zu leiten, sich selbst zu konstituieren:

In postfordistischen Gesellschaften wird Arbeit genannt, was früher dem privaten Freizeitvergnügen zugerechnet wurde, und diejenigen, die um Anerkennung bzw. um eine Anstellung konkurrieren, müssen affektives Vermögen, Teamfähigkeit, Kreativität, Offenheit, also möglichst viel *Humankapital* vorweisen. Zusätzlich fordert die neoliberale Rationalität eine Gesellschaft, die die Freiheit des Marktes garantieren soll, indem sie sich selbst den Marktmechanismen entsprechend regelt. So werden auch die UserInnen von Facebook als UnternehmerInnen ihrer selbst angerufen – sie sollen kreativ und kommunikativ, konkurrenzorientiert und kalkulierend sein.

Die Praktiken der Selbstthematizierung auf Facebook lassen sich demnach als Widerspiegelung, als „Assessment-Center der alltäglichen Lebensführung“ (Münste-Goussar 2006, 171) verstehen. Die vorliegende Analyse kann somit insofern als ein Erklärungsmodell für den Erfolg von Facebook dienen, als dass sie zeigt, inwiefern sich die gegenwärtige gesellschaftliche Situierung der UserInnen/MacherInnen von Social Media in der Art dieses Angebots niederschlägt.

Doch wie schon im Kapitel zuvor und auch in der Erklärung der Medien- und Machtbegriffe in Kapitel 2.4 zum Ausdruck kam, soll als Einschränkung einer solchen Aussage die wechselseitige Konstitutionsbeziehung zwischen (Sozialen) Medien und UserInnen/MacherInnen geltend gemacht werden.

„Die Menschen treten ständig in einen Prozess ein, der sie als Objekte konstituiert und sie dabei gleichzeitig verschiebt, verformt, verwandelt – und der sie als Subjekte umgestaltet.“ (GDT 85)

Ein Teil dieses Prozesses, von dem Foucault hier spricht, ist die Erfahrung der UserInnen, die sie auf der SNS Facebook machen. Diese Erfahrung hat auch

wieder eine Wirkung auf die Menschen, subjektiviert sie auf eine ganz bestimmte Art und Weise.

Das aktuell erfolgreichste Social Media Angebot, Facebook, entwickelt sich folglich zunächst so, wie es der gegenwärtigen Gouvernementalität im Postfordismus entspricht, insofern als dass es ein unternehmerisches Selbst als UserInnen-Subjekt verlangt. Zusätzlich hat es durch die technischen Möglichkeiten der andauernden Evaluation, Weiterentwicklung und -gestaltung sowie des Feedbacks auch eine subjektivierende Wirkung auf die UserInnen: Die durch das Netzwerk geförderten Formen der Selbstbeobachtung, -optimierung und -vermarktung verstärken eben wiederum die Ökonomisierung des eigenen Selbst sowie des Sozialen.

Facebook repräsentiert demnach in zweierlei Hinsicht eine gegenwärtige Ökonomisierung des eigenen Selbst sowie des Sozialen. Diese Art der Ökonomisierung bezieht sich nicht auf das Geldverdienen, sondern auf den strategischen Umgang der UserInnen untereinander, also auf die ökonomische Rationalität der Handlungsoptionen. Facebook hat dabei Anteil an einer neoliberalen Selbstregulierung von Subjekten, die – und auch darin besteht diese Ökonomisierung – ‚ihre‘ Social Networking Site eigenverantwortlich und effizient gestalten sollen (vgl. Stauff 2005, 250¹¹²).

Es repräsentiert aber zusätzlich noch eine andere Ebene der Ökonomisierung: Die der Ökonomisierung des Internets, die in der vorliegenden Arbeit nicht thematisiert wurde. Auf Facebook scheint sich nämlich auch abzubilden, wie das Internet zunehmend von Praktiken der Werbung und der Markenbildung durchdrungen wird.¹¹³ Es könnte ein weiterführender Schritt sein, die Verknüpfung der beiden Ebenen zu untersuchen, auf denen die Ökonomisierung stattfindet: Die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit über den Anteil, den Facebook an einer gouvernementalen Selbstregulierung der Subjekte hat, müssten durch eine Analyse ergänzt werden, die zusätzlich die hier nur angedeuteten Entwicklungen hinterfragt.¹¹⁴

¹¹² Jener beschreibt dieses Phänomen am Beispiel des interaktiven Fernsehens.

¹¹³ So wurden zum Beispiel von Facebook im November 2007 die Profile der UserInnen für sog. „social ads“, also personalisierte Werbung frei geschaltet: UserInnen stellen dabei ihr gesamtes Onlineverhalten der Werbeindustrie zur Verfügung – und das ihrer Freunde ebenso. In Anbetracht solcher Entwicklungen bedarf es u.a. einer kritischen Analyse der Nutzungsbedingungen von Facebook, die zeigen, dass die Rechte z.B. an den gespeicherten Daten und deren Verwertung allein auf Seiten des Unternehmens Facebook liegen (vgl. Speck 2008).

¹¹⁴ Eine „Ausbeutung“ der UserInnen von SNS thematisiert bereits z.B. Lovink (2008, 14): SNS würden bewusst nur junge, spaßorientierte UserInnen ansprechen, weil jene nicht dazu neigen, „ihren Anteil am steigenden Mehrwert einzufordern, den das Internet sowohl in symbolischer Hinsicht als auch konkret monetär hervorbringt.“ Und Trebor Scholz (2008) erklärt die „Kap-

Foucault selbst sagt einmal über das Ziel seiner Analytik, dieser permanenten Problematisierung des Gegenwärtigen: Das Bestreiten der Evidenz des Bestehenden diene dazu,

„Schritt für Schritt spürbare Modifikationen zu bewirken“ (GDT, 107).

Modifikationen von Facebook und anderen Social Networking Sites könnten dezentralisierende, demokratisierende Effekte haben und eine Emanzipation von hegemonialen Repräsentationslogiken unterstützen. Die neuen Kommunikationstechnologien lassen schließlich Möglichkeiten für neue soziale Praktiken zu – nicht zuletzt, da sie bestimmte Formen sozialer Normierung, Stigmatisierung, Stereotypisierung und kategorialer Festlegung potentiell unterlaufen. Wie gezeigt wurde, beschränken jedoch sowohl verschiedene gesellschaftliche Bedingungen als auch das mediale Dispositiv, dass von diesem Potential gegenwärtig Gebrauch gemacht wird.

italisierung“ des Internets: „Since Howard Rheingold's Electric Minds, companies have learned that user-submitted content is very rarely what makes money. Today, the platform zars realize that it's about attention; it's about time spent in an environment and about the data that can be sucked out of the user clicks.“

Literaturverzeichnis

Siglenverzeichnis der zitierten Werke von Michel Foucault:¹¹⁵

- ÄE** Eine Ästhetik der Existenz, in: Dits et Ecrits, Bd. 4, 902-909, Frankfurt a.M., Suhrkamp 2005 (1984).
- AO** Anti-Oedipus (Vorwort zu Deleuze/Guattari (1977): Anti-Oedipus: Capitalism and Schizophrenia, New York), in: Dits et Ecrits, Bd. 3, 176-180, Frankfurt a.M., Suhrkamp 2005 (1984).
- AW** Archäologie des Wissens, Frankfurt a.M., Suhrkamp 1973 (1969).
- DM** Dispositive der Macht, zit. in: Lemke et al.: Einleitung, 10, Berlin, Merve 1978.
- GD** Der Mensch ist ein Erfahrungstier. Gespräch mit Ducio Trombadori. Frankfurt a.M., Suhrkamp 1996.
- GGI** Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Geschichte der Gouvernamentalität I, Frankfurt a.M., Suhrkamp 2004 (1978).
- GII** Die Geburt der Biopolitik. Geschichte der Gouvernamentalität II, Frankfurt a.M., Suhrkamp (1979).
- HS** Hermeneutik des Subjekts, Frankfurt a.M., Suhrkamp (1982).
- ODis** Die Ordnung des Diskurses, Frankfurt a.M., Fischer 1991 (1971).
- OdD** Die Ordnung der Dinge, Frankfurt a.M., Suhrkamp 1994 (1966).
- RM** Die Rückkehr der Moral, in: Dits et Ecrits, Bd. 4, 859-872, Frankfurt a.M., Suhrkamp 2005 (1984).
- SdW** Von der Subversion des Wissens, Frankfurt a.M., Fischer 1987.
- SuM** Das Subjekt und die Macht, in: Dreyfus, Hubert L./Rabinow, Paul: Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik, 243-261, Weinheim, Beltz Athenäum 1994 (1982).
- SW** Subjektivität und Wahrheit, in: Dits et Ecrits, Bd. 4, 258-264, Frankfurt a.M., Suhrkamp 2005 (1984).
- TS** Technologien des Selbst, in: Luther, Martin H. et al. (Hg.): Technologien des Selbst,, 24-62, Frankfurt a.M., Suhrkamp 1984.
- ÜS** Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt a.M., Suhrkamp 1976 (1975).
- VG** In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France (1975-76), Frankfurt a.M., Suhrkamp 1999 (1976).
- WG** Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft, Frankfurt a.M., Suhrkamp 1973 (1961).

¹¹⁵ In (Klammern) das Erscheinungsjahr der Erstausgabe.

- WiA** Was ist Aufklärung?, in: Dits et Ecrits, Bd. 4, 687-707, Frankfurt a.M., Suhrkamp 2005 (1984).
- WiK** Was ist Kritik? Berlin, Merve 1992 (1978).
- WW** Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I, Frankfurt a.M., Suhrkamp 1977 (1976).

Weitere Autoren:

- Albrechtslund, Anders (2008): Online Social Networking as Participatory Surveillance, *First Monday*, Vol. 13, No. 3. Online-Publikation: <http://www.uic.edu/htbin/cgiwrap/bin/ojs/index.php/fm/article/view/2142/1949> (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)
- Althusser, Louis (1977): Ideologie und ideologische Staatsapparate, im gleichnamigen Band, Hamburg/Berlin, VSA, 108-153.
- Andrejevic, Marc (2004): Little Brother is Watching: The Webcam Subculture and the Digital Enclosure, in: Couldry, Nick/McCarthy, Anna (Hg.): *MediaSpace: Place, scale, and culture in a media age*, New York, Routledge.
- Aycock, Alan (1995): 'Technologies of the Self.' Foucault and Internet Discourse. in: *The Journal of Computer-Mediated Communication*, Vol. 1, No.2. Online-Publikation: <http://jcmc.indiana.edu/vol1/issue2/aycock.html> (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)
- Apprich, Clemens (2007): DIY or die. Die historische Genealogie der Netzwerkgesellschaft, Exposé zum Dissertationsprojekt am Institut für Kultur- und Medienwissenschaft der Humboldt Universität Berlin. Online-Publikation: <http://www.thenextlayer.org/taxonomy/term/137%22%20%5Co%20%22> (zuletzt aufgerufen am 19.01.08)¹¹⁶
- Barlow, John Perry (1996): Unabhängigkeitserklärung des Cyberspace, Online-Publikation in deutscher Fassung: <http://www.heise.de/tp/r4/artikel/1/1028/1.html> (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)
- Becker, Helmut (1985): Einleitung in Michel Foucaults Hermeneutik des Subjekts, in: Michel Foucault: Freiheit und Selbstsorge. Interview 1984 und Vorlesung 1982, Frankfurt a.M., Materialis, 29-31.
- Bendrath, Ralf (2009): Demokratie und Datenschutz auf Facebook, ORF-Interview. Online-Publikation: <http://futurezone.orf.at/stories/1503859/> (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)

¹¹⁶ Diese Publikation ist zum Zeitpunkt des Abschlusses der vorliegenden Arbeit online nicht mehr verfügbar.

- Bergermann, Ulrike (2006): Castingshows, Selbstdrehtechnologien, falsche Flaschen. Zur Sichtbarkeit von Drehmodellen. Online-Publikation: <http://www.wcs.uni-paderborn.de/~bergerma/texte/Casting.pdf> (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)
- Bigge, Ryan (2006): The cost of (anti-)social networks: Identity, agency and neo-luddites, in: *First Monday*, Vol. 11, No. 12. Online-Publikation: <http://firstmonday.org/htbin/cgiwrap/bin/ojs/index.php/fm/article/view/1421/0> (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)
- Boltanski, Luc/Chiapello, Ève (2006): *Der neue Geist des Kapitalismus*, Konstanz, UVK.
- Bolz, Norbert (2008): Identitätsmanagement, interviewt von Ulrike Reinhard. Online-Publikation: <http://scope08.ning.com/profiles/blog/show?id=1975283%3ABlogPost%3A3301> (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)
- Boyd, Danah/Donath, Judith (2004): Public Displays of Connection, in: *BT Technology Journal*, Vol. 22, No. 4, 71–82. Online-Publikation: <http://www.springerlink.com/content/uk574366j03j3652/?p=6b46d4d0fbe5440ca97f75033a10a050&pi=11> (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)
- Boyd, Danah/Ellison, Nicole B. (2007): Social network sites: Definition, history, and scholarship, in: *Journal of Computer-Mediated Communication*, Vol. 13, No. 1, article 11. Online-Publikation: <http://jcmc.indiana.edu/vol13/issue1/boyd.ellison.html> (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)
- Boyd, Danah (2008a): Why Youth (Heart) Social Network Sites: The Role of Networked Publics in Teenage Social Life, in: Buckingham, David (Hg.): *Youth, Identity, and Digital Media*. The John D. and Catherine T. MacArthur Foundation Series on Digital Media and Learning, Cambridge, MA: The MIT Press, 119-142. Online-Publikation: <http://www.mitpressjournals.org/doi/pdf/10.1162/dmal.9780262524834.119?cookieSet=1> (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)
- Boyd, Danah (2008b): *Taken Out of Context. American Teen Sociality in Networked Publics*, Dissertation in the Graduate Division of the University of California, Berkeley. Online-Publikation: www.danah.org/papers/TakenOutOfContext.pdf (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)
- Bourdieu, Pierre (2005): Ökonomisches Kapital – Kulturelles Kapital – Soziales Kapital, in: *Die verborgenen Mechanismen der Macht*. Schriften zu Politik & Kultur 1, Hamburg, VSA, 49-79.
- Bröckling, Ulrich (2000): Totale Mobilmachung. Menschenführung im Qualitäts- und Selbstmanagement, in: Bröckling, Ulrich/Krasmann, Susanne/Lemke, Thomas (Hg.): *Gouvernementalität der Gegenwart*. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen, Frankfurt a.M., Suhrkamp, 131-167.

- Bröckling, Ulrich (2003): Das demokratisierte Panopticon. Subjektivierung und Kontrolle im 360°-Feedback, in: Honneth, Axel; Martin Saar (Hg.): Michel Foucault. Zwischenbilanz einer Rezeption. Frankfurter Foucault-Konferenz 2001, Frankfurt a. M., Suhrkamp.
- Bröckling, Ulrich (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt a.M., Suhrkamp.
- Bröckling, Ulrich (2007a): Regime des Selbst - Ein Forschungsprogramm.. In: Bonacker, Thorsten/Reckwitz, Andreas (Hg.): Kulturen der Moderne. Soziologische Perspektiven der Gegenwart, Frankfurt a.M./New York, Campus, 119-140.
- Bunz, Mercedes (2008): Sozial 2.0: Herr, Knecht, Feind, Freund. Soziale Netzwerke und die Ökonomie der Freundschaft, in: DE:BUG. Elektronische Lebensaspekte. Magazin für Musik, Medien, Kultur , Selbstbeherrschung, Ausgabe 120. Online-Publikation: <http://www.de-bug.de/mag/5422.html> (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)
- Burchell, Graham/Gordon, Colin/Miller, Peter (Hg.) (1991): The Foucault Effect. Studies in Governmentality, London u.a., Harvester Wheatsheaf.
- Butler, Judith (2001): Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung, Frankfurt a.M., Suhrkamp.
- Bruns, Karin/Reichert, Ramón (Hg.) (2007): Reader Neue Medien. Texte zur digitalen Kultur und Kommunikation, Bielefeld, transcript.
- Caldwell, John T. (2002): New Media / Old Augmentations: Television, the Internet, and Interactivity, in: Jerslev, Anne (Hg.): Realism and ›Reality‹ in Film and Media, Kopenhagen: Museum Tusulanum Press, 253–274.
- Castells, Manuel (2001): Das Informationszeitalter. Band 1: Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft, Opladen, VS.
- Carstensen, Tanja (2006): „Ko-Konstruktionen von Technik und Geschlecht in feministischen Diskursen über das Internet“, Vortrag gehalten auf dem Workshop „Gender Körper Technik“ am 10. 11. 2006, Deutsches Museum, München. Online-Publikation: <http://www.tu-harburg.de/agentec/team/carstensen/kokonstruktionen.pdf> (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)
- Da Ponte, Fernando (2008): Virtuelle Selbstpraktiken. Identitätsprozesse im Internet anhand des Phänomens www.SecondLife.com, Abschlussarbeit in Sozialwissenschaften mit Schwerpunkt Soziologie an der Universität Hamburg, unveröffentlichtes Manuskript.
- Dean, Mitchell (1999): Governmentality. Power and Rule in Modern Society, Sage Publications Ltd, London.
- Deleuze, Gilles (1987): Foucault, Frankfurt a.M., Suhrkamp.
- Deleuze, Gilles (1993): Unterhandlungen 1972-1990, Frankfurt a.M., Suhrkamp.

- Döbler, Thomas (2007): Marktchancen durch Social Software. Herausgegeben von MFG Stiftung Baden-Württemberg. Fazit Forschung. Stuttgart. Online-Publikation: http://www.fazit-forschung.de/fileadmin/_fazit-forschung/downloads/Marktstudie_SocSoft.pdf (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)
- Dotzler, Bernhard J. (1999): MarionettenTheaterSzenen. Von Kleist bis Virilio: Polare Machtverhältnisse, in: Maresch, Rudolf/Werber, Niels (Hg.): Kommunikation, Medien, Macht, Frankfurt a.M., Suhrkamp, 368-390.
- Drivaud, Marie-Hélène/Bessé, Bruno de (Hg.) (2006): Micro Robert Poche. Dictionnaire d'apprentissage du français, Stuttgart, Klett.
- Ellison, Nicole B./Steinfeld, Charles/Lampe, Cliff (2007): The benefits of Facebook „friends“: Social capital and college students' use of online social network sites. Journal of Computer-Mediated Communication, Vol. 12, No. 4, article 1. Online-Publikation: <http://jcmc.indiana.edu/vol12/issue4/ellison.html> (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)
- Engelmann, Jan (1999): Aktenzeichen „Foucault“, in: Engelmann, Jan (Hg.): Foucault, Michel: Botschaften der Macht: Der Foucault-Reader, Diskurs und Medien, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt 1999, 215-226.
- Enzensberger, Hans Magnus (1970): Baukasten zu einer Theorie der Medien, in: Kursbuch 20, Berlin, 159-186.
- Featherstone, Mike/Burrows, Roger (Hg.) (1995): Cyberspace, Cyberbodies, Cyberpunk. Cultures of Technological Embodiment, London, Sage Publications Ltd.
- Foucault, Michel
(1977): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Suhrkamp.
(1978): Die „Gouvernementalität“ (Vortrag), in: Dits et Ecrits. Schriften (2003), Bd. 3, Frankfurt a.M., Suhrkamp, 796-823.
(1979): Die Geburt der Biopolitik, in: Dits et Ecrits. Schriften (2003), Bd. 3, Frankfurt a.M., Suhrkamp, 1020-1028.
(1981): Subjektivität und Wahrheit, in: Dits et Ecrits. Schriften (2005), Bd. 4, Frankfurt a.M., Suhrkamp, 258-269.
(1984): Technologien des Selbst, in: Luther, Martin H. et al. (Hg.): Technologien des Selbst, Frankfurt a.M., Suhrkamp, 24-62.
(1994): Das Subjekt und die Macht, in: Dreyfus, Hubert/Rabinow, Paul: Michel Foucault jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik, Landsberg, Beltz Athenäum, 243-261.
(1996a): Vorlesung vom 17. März 1976, in: Ders.: In Verteidigung der Gesellschaft, Frankfurt a.M., Suhrkamp, 276-305.
(1996b): Der Mensch ist ein Erfahrungstier. Gespräch mit Ducio Trombadori, Frankfurt a.M., Suhrkamp.

- (2000): Die Gouvernementalität, in: Bröckling, Ulrich et al. (Hg.): Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen, Frankfurt a.M., Suhrkamp, 41-67.
- (2004): Geschichte der Gouvernementalität II: Die Geburt der Biopolitik. Vorlesung am Collège de France 1978/1979, Frankfurt a.M., Suhrkamp.
- Franck, Georg (1998): Ökonomie der Aufmerksamkeit. Ein Entwurf, München, Wien, Carl Hanser.
- Franz, Julia (2005): Praktiken des Bloggens im Spannungsfeld von Demokratie und Kontrolle, in: Schmidt, Jan/Schönberger, Klaus/Stegbauer, Christian (Hg.): Erkundungen des Bloggens. Sozialwissenschaftliche Ansätze und Perspektiven der Weblogforschung, Sonderausgabe von kommunikation@gesellschaft, Jg. 6. Online-Publikation: http://www.soz.uni-frankfurt.de/K.G/B6_2005_Franz.pdf (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)
- Fuchs, Christian (2009): Social Networking Sites and the Surveillance Society. A Critical Case Study of the Usage of studiVZ, Facebook, and MySpace by Students in Salzburg in the Context of Electronic Surveillance, by Forschungsgruppe Unified Theory of Information (Research Group Unified Theory of Information), Salzburg und Wien, Online-Publikation: http://fuchs.icts.sbg.ac.at/SNS_Surveillance_Fuchs.pdf (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)
- Gordon, Colin (1991): Governmental Rationality: An Introduction, in: Burchell, Gary/Gordon, Colin/Miller, Peter (Hg.): The Foucault Effect. Studies in Governmentality, London u.a., Harvester Wheatsheaf, 1-51.
- Hagen, Martin (1997): Elektronische Demokratie: Computernetzwerke und politische Theorie in den USA, Hamburg, LIT.
- Haraway, Donna (1985): Manifesto for Cyborgs: Science, Technology, and Socialist Feminism in the 80's“, in: Socialist Review, No. 80, 65-108.
- Hardt, Michael/Negri, Antonio (2002): Empire. Die neue Weltordnung, Frankfurt a.M./New York, Campus.
- Häusler, Jürgen et al. (2004): Branding, in: Ulrich Bröckling et al. (Hg.): Glossar der Gegenwart, Frankfurt a.M., Suhrkamp, 30-36.
- Hewitt, Anne/Forte, Andrea (2006): Crossing Boundaries. Identity Management and Student/Faculty Relationships on the Facebook, GVU Center, Georgia Institute of Technology. Online-Publikation: <http://www.cc.gatech.edu/~aforte/HewittForteCSCWPoster2006.pdf> (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)
- Höflich, Joachim R. (1996): Technisch vermittelte interpersonale Kommunikation. Grundlagen, organisatorische Verwendung, Konstitution „elektronischer Gemeinschaften“, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Höflich, Joachim R. (2003): Mensch, Computer und Kommunikation. Theoretische Verortungen und empirische Befunde. Frankfurt a.M., Lang.

- Höhne, Thomas (2002): Regieren oder Kontrollieren in der Wissensgesellschaft? Über den Zusammenhang von Wissen, Medien und Macht, Vortrag am 2. November 2002 in Frankfurt am Main im Rahmen der studentischen Tagung: Führe mich sanft – Gouvernementalität – Anschlüsse an Michel Foucault. Online-Publikation: <http://www.copyriot.com/gouvernementalitaet> (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)
- Horkheimer, Max/Adorno, Theodor W. (2004) (zuerst 1944/1969): Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente, Frankfurt a.M., Fischer.
- Illouz, Eva (2004): Gefühle in Zeiten des Kapitalismus, Frankfurt a.M., Suhrkamp.
- Joos, Richard (2001) Das Internet: Zum Vergesellschaftungsprozess einer neuen Technologie. Online-Publikation: <http://www.zuviel.org/mag.pdf> (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)
- Kalman, Graffi et al. (2007): Peer-to-Peer-Forschung - Überblick und Herausforderungen. *it - Information Technology*, Oldenbourg Verlag, Vol. 49, Nr. 5, 272-279.
- Krasmann, Susanne/Volkmer, Michael (Hg.) (2007): Michel Foucaults »Geschichte der Gouvernementalität« in den Sozialwissenschaften, Bielefeld, transcript.
- Knoll, Tillmann (2005): 360 Grad-Feedback bei Führungskräften, Göttingen, Cuvillier.
- Lampe, Cliff/Ellison, Nicole/Steinfeld, Charles (2007): A Familiar Face(book): Profile Elements as Signals in an Online Social Network. Proceedings of Conference on Human Factors in Computing Systems, 435-444, New York, ACM Press. Online-Publikation: https://www.msu.edu/~steinfie/CHI_manuscript.pdf (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)
- Latour, Bruno (2007): Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie, Frankfurt a. M., Suhrkamp.
- Lazzarato, Maurizio (1998): Immaterielle Arbeit. Gesellschaftliche Tätigkeit unter den Bedingungen des Postfordismus, in: Atzert (Hg.): Umherschweifende Produzenten, Berlin, ID, 39-52.
- Levin, Thomas Y. (2001): Die Rhetorik der Überwachung, Angst vor Beobachtung in den zeitgenössischen Medien. Online-Publikation: <http://www.nachdemfilm.de/no3/pdf/lev01.pdf> (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)
- Lemke, Thomas (2000): Neoliberalismus, Staat und Selbsttechnologien. Ein kritischer Überblick über die ‚governmentality studies‘, in: Politische Vierteljahresschrift, Jg. 41, Nr. 1, 31-47.
- Lemke, Thomas (2001): Die Ungleichheit ist für alle gleich – Michel Foucaults Analyse der neoliberalen Gouvernementalität, in: Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhundert, Jg. 16, Band 2, 99-115.

- Lemke, Thomas (2003): *Eine Kritik der politischen Vernunft*, Hamburg, Argument.
- Lemke, Thomas (2004): Test, in: *Leviathan. Zeitschrift für Sozialwissenschaft*, Jg. 32, Band 1, 119-124.
- Lessig, Lawrence (2006): *Code: Version 2.0*, New York, Basic Books.
- Lovink, Geert (2008): *Zero Comments*, Bielefeld, transcript.
- Lovink, Geert (2006): *Digitale Nihilisten. Die Blogosphäre unterminiert den Medienmainstream*, in: *lettre international*, Nr. 73, 94–99.
- Lovink, Geert/Schultz, Pit (1999): Aus den Schatzkammern der Netzkritik, in: Maresch, Rudolf/Werber, Niels (Hg.): *Kommunikation, Medien, Macht*, Frankfurt a.M., Suhrkamp, 299-329.
- Lüders, Jenny (2007): *Ambivalente Selbstpraktiken. Eine Foucault'sche Perspektive auf Bildungsprozesse in Weblogs*, Bielefeld, transcript.
- Marchart, Oliver/Adolphs, Stephan/Hamm, Marion (2007): *Taktik und Taktung. Eine Diskursanalyse politischer Online-Demonstrationen*, in: Ries, Marc/Fraueneder, Hildegard/ Mairitsch, Karin (Hg.): *Dating.21 - Liebesorganisation und Verabredungskulturen*, Bielefeld, transcript, 207-224.
- Marotzki, Winfried (2000): *Neue kulturelle Vergewisserung: Bildungstheoretische Perspektiven des Internet*, in: Ders. et al (Hg.): *Subjektivität und Öffentlichkeit. Kulturwissenschaftliche Grundlagenprobleme virtueller Welten*, Köln, Von Halem, 236-258.
- McKibben, Ross (2006): *The destruction of the public sphere*, in: *London Review of Books*. Online-Publikation: http://www.lrb.co.uk/v28/n01/mcki01_.html (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)
- Menke, Christoph (2003): *Zweierlei Übung. Zum Verhältnis von sozialer Disziplinierung und ästhetischer Existenz*, in: Honneth, Axel/Saar, Martin (Hg.): *Michel Foucault. Zwischenbilanz einer Rezeption. Frankfurter Foucault-Konferenz 2001*, Frankfurt a.M., Suhrkamp, 277-299.
- Miller, Peter/Rose, Nicolas (1994): *Das ökonomische Leben regieren*, in: Richard Schwarz (Hg.): *Zur Genealogie der Regulation*, Mainz, Decaton, 54-108.
- Müller, Jörg (1996): *Virtuelle Körper. Aspekte sozialer Körperlichkeit im Cyberspace*, Berlin, WZB Forschungsschwerpunkt Technik, Arbeit, Umwelt.
- Münste-Goussar, Stefan (2006): *Das Andere seiner selbst werden. Zur Frage der Dezentrierung des Subjekts in digitalen Netzwerken*, in: Schäfer, Alfred/Wimmer, Michael (Hg.): *Selbstauslegung im Anderen*, Münster, Waxmann, 151-178.
- Münste-Goussar, Stefan (2007): *Profil zeigen. Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung „Medien&Bildung“*, Universität Hamburg, 26.6.07. Online-Publikation

- kation: http://blogs.epb.uni-hamburg.de/muente/files/2007/12/medien_bildung_2007.pdf (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)
- Münste-Goussar, Stefan (2008): Selber Machen. Regierungstechnologien der Freiheit, in: Meyer, Torsten et al. (Hg.): *Bildung im Neuen Medium*, Münster, Waxmann, 180-201.
- Negt, Oskar; Alexander Kluge (1972). *Öffentlichkeit und Erfahrung: Zur Organisationsanalyse von bürgerlicher und proletarischer Öffentlichkeit*. Frankfurt a.M., Suhrkamp.
- Neuberger, Oswald (2000): *Das 360°-Feedback. Alle fragen? Alles sehen? Alles sagen?*, München, Hampp, Mering.
- Neumayer, Christina/Raffl, Celina (2008): Facebook for Protest? The Value of Social Software for Political Activism in the Anti-FARC Rallies. Online-Publikation: http://www.digiactive.org/wp-content/uploads/research1_neumayerraffl.pdf (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)
- Neverla, Irene (2005): Massenmedien, in: Weischenberg, Siegfried/Kleinstenberger, Hans J./Pörksen, Bernhard (Hg.): *Handbuch Journalismus und Medien*, Konstanz, UVK, 206-210.
- Opitz, Sven (2004): *Gouvernementalität im Postfordismus*, Hamburg, Argument.
- O'Reilly, Tim (2005): What Is Web 2.0? Design Patterns and Business Models for the Next Generation of Software, Online-Publikation: <http://www.oreillynet.com/pub/a/oreilly/tim/news/2005/09/30/what-is-web-20.html> (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)
- Ortutay, Barbara (2009): Facebook wirft Nutzer mit ungewöhnlichen Namen raus. Online-Publikation: <http://www.spiegel.de/netzwelt/web/0,1518,626837,00.html> (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)
- Otte, Jan Thomas (2008): *Selbstinszenierung im Cyberspace*, München, Grin Verlag.
- Oy, Gottfried (2000): Wir müssen reden. Kommunikation und Macht – ein gar nicht so ungleiches Paar, *kommunikation@gesellschaft*, Jg. 1, Beitrag 4. Online-Publikation: http://www.soz.uni-frankfurt.de/K.G/B4_2000_Oy.pdf (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)
- Pieper, Marianne, Encarnación Gutiérrez Rodríguez (Hg.) (2005): *Gouvernementalität. Ein sozialwissenschaftliches Konzept im Anschluss an Foucault*, Frankfurt a.M./New York, Campus.
- Pieper, Marianne (2007): Biopolitik – Die Umwendung eines Machtparadigmas: Immaterielle Arbeit und Prekarisierung, in: Atzert, Thomas/Karakayali, Serhat/ Pieper, Marianne/Tsianos, Vassilis (Hg.): *Empire und die biopolitische Wende*, Frankfurt a.M./New York, Campus, 215-244.

- Pieper, Marianne (2008): Handout zur Gouvernementalitätsanalytik, unveröffentlichter Text.
- Ploderer, Bernd/Howard, Steve/Thomas, Peter/Reitberger, Wolfgang (2008): „Hey world, take a look at me!“: Appreciating the human body on social network sites. Proceedings of Persuasive 2008, 245-248. Online-Publikation: <http://disweb.dis.unimelb.edu.au/student/rhd/berndp/research/Persuasive08-Ploderer.pdf> (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)
- Pörksen, Bernhard (2008): Der Prophet. Ein Porträt des Internet-Futurologen Kevin Kelly, in: Gegenworte. Hefte für den Disput über Wissen. (Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften)
- Reckwitz, Andreas (2006): Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne, Weilerswist, Velbrück.
- Reckwitz, Andreas (2007): Die Moderne und das Spiel der Subjekte, in: Bonacker, Thorsten/Reckwitz, Andreas (Hg.): Kulturen der Moderne. Soziologische Perspektiven der Gegenwart, Frankfurt a.M./New York, Campus, 97-118.
- Reckwitz, Andreas (2008): Subjekt, Bielefeld, transcript.
- Reichert, Ramón (2008): Amateure im Netz. Selbstmanagement und Wissenstechniken im Web 2.0, Bielefeld, transcript.
- Reichhold, Clemens (2009): Wandel und Kontinuität moderner Regierungskunst im Imperialismus. Zur Geschichte der Gouvernementalität bei Foucault, Diplomarbeit am Institut für Politische Wissenschaft der Universität Hamburg, unveröffentlichtes Manuskript.
- Renz, Florian (2007): Praktiken des Social Networking. Eine kommunikationssoziologische Studie zum online-basierten Netzwerken am Beispiel von openBC (XING), Boizenburg, Verlag Werner Hülsbusch.
- Rheingold, Howard (1994): Virtuelle Gemeinschaft. Soziale Beziehungen im Zeitalter des Computers, Bonn, Addison Wesley.
- Richter, Alexander/Koch, Michael (2007): Social Software – Status quo und Zukunft. Technischer Bericht Nr. 2007-01. München. Universität der Bundeswehr München, Fakultät für Informatik. Online-Publikation: http://webdoc.sub.gwdg.de/ebook/serien/ah/unibw_informatik/2007-01.pdf (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)
- Rifkin, Jeremy (1995): Das Ende der Arbeit und ihre Zukunft, Frankfurt a.M./New York, Campus.
- Roesler, Silke (2007): Identity Switch im Cyberspace. Eine Form der Selbstinszenierung, Frankfurt a.M., Lang.
- Rose, Nikolas (1996): Inventing our Selves. Psychology, Power and Personhood, Cambridge, Cambridge University Press.

- Rose, Nikolas (1999): Powers of Freedom. Reframing Political Thought, Cambridge, Cambridge University Press.
- Rose, Nikolas (2000): Tod des Sozialen? Eine Neubestimmung der Grenzen des Regierens, in: Bröckling, Ulrich/Krasmann, Susanne/Lemke, Thomas (Hg.): Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen, Frankfurt a.M., Suhrkamp, 72-109.
- Saar, Martin (2007): Nachwort. In: Ästhetik der Existenz. Schriften zur Lebenskunst. Frankfurt a.M., Suhrkamp, 319-343.
- Schoder, Detlef/Fischbach, Kai/ Teichmann, Rene (2002): Peer-to-Peer, Berlin, Springer.
- Schmid, Günther (2002): Wege in eine neue Vollbeschäftigung. Übergangsarbeitsmärkte und aktivierende Arbeitsmarktpolitik, Frankfurt a.M./New York, Campus.
- Schmidt, Siegfried J. (1999): Technik – Medien – Politik. Die Erwartbarkeit des Unerwartbaren, in: Maresch, Rudolf/Werber, Niels (Hg.): Kommunikation, Medien, Macht, Frankfurt a.M., Suhrkamp, 108-133.
- Scholz, Trebor (2008): Beth Coleman, Free Culture and the Network Effect, protokollierter Email-Austausch zwischen Beth Coleman und Trebor Scholz nach dessen Vortrag „What the Myspace generation Should Know About Working for Free“ am 28.04.2008 am MIT. Online-Publikation: <http://www.collectivate.net/journalisms/?currentPage=4> (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)
- Schröder, Jens (2009): Facebook überholt StudiVZ und wkw. Die 50 populärsten Websites Deutschlands. Online-Publikation: http://meedia.de/details/article/facebook-berholt-studivz-und-wkw_100021929.html (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)
- Sennelart, Michel (2004): Zusammenfassungen der Vorlesungen, Situierung der Vorlesungen, in: Foucault, Michel: Geschichte der Gouvernementalität II: Die Geburt der Biopolitik. Vorlesung am Collège de France 1978/1979, Frankfurt a.M., Suhrkamp, 435-489.
- Speck, Hendrik (2008): Privacy and Social Networks, Vortrag im Rahmen der Sommerakademie 2008 der Datenschutzakademie Schleswig-Holstein am 01.09.08 in Kiel. Online-Publikation: <https://www.datenschutzzentrum.de/sommerakademie/2008/sak08-speck-soziale-netze.pdf> (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)
- Steiner, Philippe (2008): Foucault, Weber and the history of the economic subject, in: The European Journal of the history of economic thought, 3/2008, 503-527.
- Stern, Jürgen (2008): Web 2.0 trifft Politik 3.11: Bringt politische Kommunikation durch das Internet mehr Transparenz, Partizipation und Legitimität?

- in: Patzelt/Werner J./Sebaldt, Martin/Kranenpohl, Uwe (Hg.): Res publica semper reformanda. Wissenschaft und politische Bildung im Dienste des Gemeinwohls, Wiesbaden, VS, 168-179.
- Terkessidis, Mark (1998): Psychologie des Rassismus. Opladen u. a., Westdeutscher Verlag.
- Thiedeke, Udo (Hg.) (2004): Soziologie des Cyberspace. Medien, Strukturen und Semantiken, Wiesbaden, VS.
- Tholen, Georg Christoph (2002): Die Zäsur der Medien. Kulturphilosophische Konturen, Frankfurt a.M., Suhrkamp.
- Tsianos, Vassilis et al. (2008): Escape Routes. Control and Subversion in the Twenty-First Century, Pluto PR.
- Turkle, Sherry (1998): Leben im Netz. Identität in Zeiten des Internet, Reinbek, Rowohlt.
- Tuschling, Anna (2004): Lebenslanges Lernen, in: Bröckling, Ullrich/Krassmann, Susanne/ Lemke, Thomas (Hg.): Glossar der Gegenwart, Frankfurt a.M., Suhrkamp, 152-158.
- Virno, Paolo (2005): Grammatik der Multitude, Wien, Turia + Kant.
- Voß, G. Günther/Pongratz, Hans J. (1998): Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der „Ware Arbeitskraft“? Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 50, Nr. 1, 131-158.
- Watts, Duncan J. (2003): Six Degrees: The Science of a Connected Age, New York, Norton & Co..
- Weischenberg, Siegfried (2004) (1992, überarb. u. akt. 1998): Journalistik. Medienkommunikation: Theorie und Praxis, Band 1: Mediensysteme – Medienethik – Medieninstitutionen, Wiesbaden, VS.
- Weischenberg, Siegfried/Kleinstauber, Hans J./Pörksen, Bernhard (2005) (Hg.): Handbuch Journalismus und Medien, Konstanz, UVK.
- Wunderlich, Stefan (1999): Vom digitalen Panopticum zur elektrischen Heteropie. Foucaultsche Topographien der Macht, in: Maresch, Rudolf/Werber, Niels (Hg.): Kommunikation, Medien, Macht, Frankfurt a.M., Suhrkamp, 342-367.
- Zhao, Shanyang/Grasmuck, Sherri/Martin, Jason (2008): Identity construction on Facebook: Digital empowerment in anchored relationships, in: Computers in Human Behavior, Vol. 24, Issue 5, 1816-1836.
- Zurawski, Nils (2000): Virtuelle Ethnizität. Studien zu Identität, Kultur und Internet, Frankfurt a.M., Lang.

Autorenlose Internetquellen

MCI-Werbespot:

<http://it.stlawu.edu/~global/pagessemiotics/montagemci.html> (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)

ComScore, Analyse digitaler Medienangebote:

[http://www.comscore.com/Press_Events/Press_Releases/2008/08/Social_Networking_World_Wide/\(language\)/eng-US](http://www.comscore.com/Press_Events/Press_Releases/2008/08/Social_Networking_World_Wide/(language)/eng-US) (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)

Wikipedia:

http://de.wikipedia.org/wiki/Social_Media (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)

http://de.wikipedia.org/wiki/Web_2.0 (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)

<http://en.wikipedia.org/wiki/SixDegrees.com> (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)

Facebook:

<http://www.facebook.com/principles/german.php> (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)

<http://www.facebook.com/help.php?ref=pf> (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)

<http://www.facebook.com/help.php?ref=pf> (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)

<http://developers.facebook.com/guidelines.php> (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)

<http://www.facebook.com/terms.php?ref=pf> (zuletzt aufgerufen am 05.08.09)

Abbildungsverzeichnis

Alle Abbildungen sind Screenshots aus Facebook.

Abbildung 1: Startseite – Registrierung

unter <http://www.facebook.com> (05.08.09)

Abbildung 2: „Info“-Formular – „Allgemeines“

unter <http://www.facebook.com/home.php> (20.03.09)

Abbildung 3: „Info“-Formular – Persönliches

unter <http://www.facebook.com/home.php> (20.03.09)

Abbildung 4: Profilbild

unter <http://www.facebook.com/home.php> (20.03.09)

Abbildung 5: Zentrales Feld – Aktivitätsabfrage

unter <http://www.facebook.com/home.php> (20.03.09)

Abbildung 6: Anwendungsverzeichnis in Symbolen

unter <http://www.facebook.com/home.php> (20.03.09)

Abbildung 7: Erweitertes Anwendungsverzeichnis

unter <http://www.facebook.com/home.php> (20.03.09)

Abbildung 8: Foto-Verzeichnis

unter <http://www.facebook.com/home.php> (20.03.09)

Abbildung 9: Video-Anleitung

unter <http://www.facebook.com/home.php> (20.03.09)

Abbildung 10: Formular zum Versenden einer Nachricht

unter <http://www.facebook.com/home.php> (20.03.09)

Abbildung 11: Grundsätze zur Gestaltung einer Applikation

unter http://developers.facebook.com/get_started.php?tab=principles
(20.03.09)

Abbildung 12: Anleitung zur Entwicklung eigener Anwendungen

unter <http://www.facebook.com/home.php> (20.03.09)

Abbildung 13: Felder zu „Freundschaftsanfragen“ und „-vorschlägen“

unter <http://www.facebook.com/home.php> (28.05.09)

Abbildung 14: Andauernde Freunde-Suchmaschinerie

unter <http://www.facebook.com/friends/?ref=tn> (28.05.09)

Abbildung 15: Organisation der „Freunde“

unter <http://www.facebook.com/friends/?ref=tn> (28.05.09)

Abbildung 16: Dokumentation der Aktivitäten der „Freunde“

unter <http://www.facebook.com/friends/?ref=tn#/friends/?filter=fpru>
(07.05.09)

Abbildung 17: Kommentarfunktion

unter <http://www.facebook.com/home.php?ref=home> (20.03.09)

Abbildung 18: Bewertungsmarker

unter <http://www.facebook.com/home.php?ref=home> (20.03.09)

Abbildung 19: Symbole für Kommentare und Bewertungen

unter <http://www.facebook.com/home.php?ref=home> (20.03.09)

Abbildung 20: Option, andere UserInnen zu melden

unter <http://www.facebook.com/help/search.php?hq=melden&ref=hq>
(28.05.09)

Abbildung 21: „Melde“-Formular

unter http://www.facebook.com/help/contact.php?show_form=fake_profile
(28.05.09)

„Was machst du gerade?“ – täglich beantworten diese Frage weltweit bis zu 400 Millionen Nutzer der Online-Community „Facebook“. Sie stellen Familienfotos zur Schau und Videos der Party vom Vorabend. Der eigene Alltag wird andauernd öffentlich dokumentiert, von anderen begutachtet und bewertet.

Carolin Wiedemann macht die ständige Selbstthematization in der größten Internet-Community „Facebook“ zum Thema. Doch das Portal selbst fiel nicht vom Himmel, sondern ist eine Reaktion auf gesellschaftliche Entwicklungen, die es zugleich prägt. Gilt es nicht längst überall, ein andauerndes „Brand yourself“ zu betreiben, eine permanente Performance des eigenen Selbst zu bieten vor einem möglichst großen Publikum? Was Foucault über die Anforderungen an das moderne Selbst schrieb – über 20 Jahre, bevor es Facebook gab – scheint dort exakt widergespiegelt: Facebook als Assessment-Center der alltäglichen Lebensführung.

Carolin Wiedemann, 26, promoviert am Institut für Soziologie der Universität Hamburg und arbeitet nebenbei als freie Journalistin.

15,80 €

ISBN 978-3-86223-002-0

